

3094

4844 12

Brockhaus'

# Reise-Bibliothek

für  
Eisenbahnen und Dampfschiffe



Preis 10 Silbergroschen.

No 4869a 124

The Public Library of the City of Boston.

9/18

den unermeßlichsten Einfluß geübt und üben ihn fortwährend in immer gesteigertem Grade. Der Verkehr hat sich zu staunenswerther, früher kaum geahnter Höhe entwickelt. Jedermann reist jetzt zehn mal häufiger und weiter als sonst, Jeder erlebt weit mehr als früher in gleicher Zeit. Die Zeit hat dadurch erhöhten Werth erhalten: sie ist um so kostbarer geworden, je mehr sich in ihr erreichen läßt. Und doch, während bei der jetzigen raschen Art zu reisen so viel Zeit erspart und gewonnen wird, geht gerade dabei wiederum viel Zeit verloren! Auf den frühern langsamern und gemüthlichen Reisen wollte und konnte man von Beginn derselben an alles sich Darbietende ruhig genießen. Jetzt eilt man oft hunderte von Meilen durch wenig interessante oder oft gesehene Gegenden, um erst dann eine genußreiche Reise zu beginnen. Früher unterhielt sich die Reisegesellschaft viel miteinander, man schloß sich bald näher an seine Mitreisenden an. Jetzt ist ein längeres Gespräch auf der Eisenbahn bei dem Rasseln der Wagen fast unmöglich. Und wenn wir uns dann stumm gegenüber sitzen, wenn die Reisegesellschaft uns nicht anregt, wenn schlechtes Wetter uns stundenlang in die Kajüte eines Dampfschiffs verbannt, werden wir da nicht von tödtlicher Langeweile geplagt, von Neger erfüllt über den Verlust der kostbaren Zeit?

Aber es gibt ein Mittel gegen diese „kleinen Leiden“ des menschlichen Lebens und Reisens, die uns oft den ganzen Reisegeuß verleiden, und dies ist: **interessante Reise-Lectüre.**

Allerdings fehlte es bisher an Büchern, die den Geist während der Reise leicht und angenehm beschäftigen. Die wenigen aber, die dazu dienen könnten, empfehlen sich nicht durch angemessene äußere Ausstattung, handliches Format und deutlichen Druck.

In den Ländern, wo der durch den Dampf vermittelte Verkehr sich noch rascher als in Deutschland entwickelte: in England und Amerika, ja selbst in Frankreich, Belgien und Italien gibt es schon seit längerer Zeit besondere **Reise-Bibliotheken**, die alle den glänzendsten Erfolg haben. Fast Niemand reist dort ohne sich ein solches Buch mitzunehmen. In England wurden diese Reise-Bibliotheken zuerst durch den Scharfblick eines Macaulay angeregt und besonders von zweien der angesehensten Verleger, Longman und Murray, in verschiedener Weise ausgeführt. Sollte man nun nicht voraussetzen dürfen, daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung rühmt, ein für Deutschland berechnetes, von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes derartiges Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde? Die unterzeichnete Verlags-handlung ist dieser Ueberzeugung und hat deshalb ein Unternehmen begonnen, das dem reisenden Publicum Deutschlands geeignete Reiselectüre darbieten wird.

# Eine Eisenbahnfahrt

durch

# Westfalen.

.....

.....

.....

Von 4869<sup>a</sup> 124

Levin Schücking.

---

Leipzig:

J. A. Brochhaus.

1855.

*C*

1200m/1000m/1000m

1000m/1000m/1000m

Replaces

1029.20

Dec. 7 1903

W

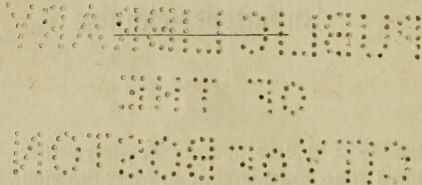
1000m/1000m/1000m

# Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Eingang. — Das Land aus der Vogelperspektive. — Das Verhältniß seiner Beschaffenheit zu seiner Geschichte. — Der Name. — Die Westfälische Eisenbahn. — Das Glacis Westfalens. — Korvei. — Pyrmont. — Fürstenthum Lippe..... 1
2. Das Landvolk im Fürstenthum Paderborn..... 20
3. Paderborn. — Geschichtliches. — Die Fürsten und die Verfassung. — Die Fürstenberg. — Die Kaffee-Empörung. — Ein Inquisitionsproceß. — Eine Geschichte von 1803..... 33
4. General Spork. — Soest. — Die Soester Schrae. — Die Fehde. — Abdegrever. — Gebäude. — Hamm. — Grafschaft Mark..... 51
5. Das Münsterland. — Phystognomie der Gegend. — Die Bewohner. — Das Landvolk. — Der Adel. — Münster. — Geschichte der Stadt. — Die Wiedertäufer. — Bernhard von Galen. — Sehenswürdigkeiten..... 75
6. Die westfälische Kunstschule und der Liesborner Meister. — Der Dom. — Walter von Plettenberg. — Das Jesuitercollegium. — Moriz von Büren. — Das Schloß. — Zur Statistik..... 125
7. Die Bahn nach Rheine; Seitenbahn nach Dsnabrück. — Cardinal Chigi und der Gräving. — Die Grenzeiche. —

Die Bevölkerung des osnabrücker Landes. — Das Bis-  
 thum und seine Geschichte. — Bischof Benno. — Der  
 dreißährige Vater in Gott. — Benninshaus, Hamelmann,  
 Möser. — Der Norden Westfalens: Lingen, Aremberg-  
 Meppen, Papenburg. — Charakteristik der Gegend. —  
 Schluß. .... 152



## 1.

Eingang. — Das Land aus der Vogelperspective. — Das Verhältniß seiner Beschaffenheit zu seiner Geschichte. — Der Name. — Die Westfälische Eisenbahn. — Das Glacis Westfalens. — Korvei. — Pyrmont. — Fürstenthum Lippe.

Zu einer Reise durch Westfalen stehen uns zwei große, das ganze Gebiet des westfälischen Flachlandbusens nach entgegengesetzten Richtungen durchkreuzende Schienenbahnen offen. Die eine führt vom Rhein her, nach Osten gerichtet, in den Flußthälern der Ruhr und der Lippe hinauf, durchzieht dann das Quellengebiet der Ems, übersteigt den Teutoburger Wald und erreicht in scharf nordöstlicher Richtung die Weser bei Minden.

Der andere Schienenweg kommt aus Mitteldeutschland; er ersteigt die Höhen des Eggegebirges und durchzieht nun vom südöstlichen Scheitelpunkte des großen westfälischen Dreiecks her, nach Nordwesten gerichtet, die Mitte dieses Dreiecks, bis er sich nach der Kreuzung mit der erstgenannten Bahn mehr nach Norden wendet, und durch das Stromthal der Ems den friesischen Küsten zuwendet.

Die erste Bahn folgt der Richtung, in welcher seit den ältesten Zeiten die Geschichte in dies Gebiet hineingeflutet ist,

und in welcher die Einflüsse, die sich von außen her ihm aufdrängten, sich in demselben bewegten.

Die zweite Bahn schließt sich an die Beschaffenheit des Landes, d. h. die Richtung seiner Abdachung und den natürlichen Zug seiner eigenen Lebensentwicklung.

Setzen wir voraus, daß der Reisende, welcher uns zum Führer nimmt, dieser zweiten Eisenbahnlinie folgt; indem sie mehre und verschiedenartigere Theile des Landes durchschneidet als die westöstliche Bahn, wird sie uns Gelegenheit bieten, das Land von verschiedenartigen Seiten kennen zu lernen.

Werfen wir zuerst zur allgemeinen Orientirung einen Blick aus der Vogelperspective auf das ganze Gebiet, dem man den poetischen Namen der „rothen Erde“ gibt. Wir gewahren inmitten des Landes eine weite Flachlandschaft, welche wie ein, in eigenthümlicher Weise von Bergen dicht und ununterbrochen umschlossenes Dreieck vor uns ausgebreitet daliegt. Das niederrheinische Gebirge, Thonschiefer und Grauwacke, bildet die südliche Seite dieses Dreiecks, indem es sich vom Rheine her in gerader Linie nach Osten zieht; das Gebirge des Ösnings oder der Teutoburger Wald, ursprünglich eine Keuperbank, an welche sich Ablagerungen von Mergel, Kalk- und Sandstein ansetzen, kommt von Nordwest her, wie um sich in einem Winkel von 45 Grad an die Basislinie unsers Dreiecks (die ersterwähnte, „Haarstrang“ genannte Gebirgsmasse im Süden) anzuschließen. Doch ist sein Winkel abgestumpft durch das seinen Scheitel bildende und sehr bezeichnend deshalb Egge (Ecke) genannte Gebirge.

Da wo der Teutoburger Wald aufhört und an seinem nordwestlichen Ende die Emse vorüberziehen läßt, beginnt dann bald jenseit dieses Flusses ein dritter Höhenzug, der die Richtung von dem Ende des Teutoburger Waldes nach dem Rhein, etwa bei Wesel, zu nimmt, also von Nordosten nach Südwesten zieht. Dieser Höhenzug, der bei Schöppingen, Darfeld,



Goesfeld vorüberstreicht, schließt unser Dreieck nach Nordwesten.

Wir haben es also mit einem, in auffallender Weise von zum Theil bedeutenden Höhenzügen umschlossenen Lande zu thun, und dieser Umstand sagt uns von vornherein, daß wir es auch wol mit einem Gebiete zu thun haben, welches seine eigene Geschichte und seine eigene Sitte entwickelt haben wird.

Der von uns zuletzt angeführte Bergwall jedoch bildet keine ununterbrochene Scheidewand gegen das Nachbarland, wie es die Gebirge im Süden und der Dsning thun. Die Höhen im Nordwesten des Landes haben mehr den Charakter inselartiger Erhebungen. Man kann jedenfalls sagen, daß sie zu untergeordneter Natur sind, als daß sie den Fluten des Oceans hätten einen Damm entgegensetzen können, welche einst die ganze nordische Fläche überströmt haben werden. Und wie diese Fluten damals einen großen, den Fuß des „Haarstrang“ und des Dsning bespülenden Meerbusen gebildet haben, so stellt sich die westfälische Ebene jetzt als ein von der norddeutschen Ebene gebildeter Landbusen dar. Dieser Landbusen öffnet sich nach Nordwesten, nach den Niederlanden hin, wo es nur eine Kette von Berginseln ist, welche sich ohne bedeutende Erhebung vor seine Mündung legt. Wir können also von vornherein annehmen, daß das Leben, welches sich in diesem Gebiete entwickelt hat, dem Zuge nach Nordwesten gefolgt ist, und daß die Beziehungen zu den Niederlanden eine große Rolle in seiner Geschichte spielen.

Außer den angegebenen Gebirgen tritt uns nun zunächst eine Besonderheit der den westfälischen Landbusen durchströmenden Wassermassen ins Auge. Wir sehen nämlich zwei ganz parallel laufende Flüsse, die am Fuße des sauerländischen Gebirges strömende Ruhr und die etwas weiter nördlich sich haltende, durch den Gebirgsstock des Haarstrang vom Ruhr-

thal geschiedene Lippe. Beide Flüsse wälzen ihre Gewässer in streng westlicher Richtung dem Rheine zu. Sie bilden dadurch ein schmales „Mesopotamien“ von fast immer gleicher Breite, wie es selten wieder in Europa vorkommt.

Die Geschichte, die Cultur aber bewegt sich, indem sie den Flußthälern folgt, und zwar zunächst, indem sie an den Ufern emporsteigt. Und so sehen wir denn jetzt schon voraus, daß, wenn wir die ältesten historischen Verhältnisse unsers Landes untersuchen, wir auf eine historische Bewegung stoßen werden, die vom Westen her sich heranzieht und von dort bis zu dem Fuße des Gebirges, das die Ostmauer bildet, der Egge und dem Osning, vorschreiten wird.

Es ist uns mithin eine doppelte Tendenz angedeutet, die sich geltend machen wird in der Geschichte des Landes: die eine vom Rhein her in den Flußthälern der Ruhr und der Lippe zunächst auftretende, in welcher denn auch in der That fast alle Heerzüge sich bewegen, seit den Invasionen der Römer und den darauf folgenden Einfällen der Franken; und eine andere nach den Niederlanden hin, mit welchen sich das Land sehr früh schon in Handelsverkehr setzt und von wo her es z. B. den Anstoß zu den Wiedertäuferunruhen erhält.

Wir haben bis jetzt jedoch nur den Kern des Landes, den großen westfälischen Landbusen ins Auge gefaßt. Außerdem aber gehören noch drei verschiedene Landstriche zu der alten Heimat der westfälischen Sassen. Zuerst, im Süden des Dreiecks, das Land der Sigambren, das Süderland oder das kölnische Herzogthum Westfalen, das durch Fluß und Gebirgszug von der Ebene im Norden, dem Lande der Bructerer, geschieden, früh schon sein Antlitz dem Rhein zuwandte und ja endlich auch zum weitaus größten Theile dem Erzstift Köln zusiel.

Dann im Osten der breite Landstrich zwischen Eggegebirge und Weser, politisch seit je sehr zersplittert, theils zum Hochstifte Pader-

born gehörig, theils zwischen die Dynastengeschlechter von Schwabenberg, Pyrmont, Lippe getheilt, weiter hinab zu Ravensberg und den Bisthümern Minden und Osnabrück gehörend. Man kann diese ganze östliche Seite von Egge und Osning das westfälische Vorland nennen; mit dem Blicke nach Osten, nach hessischen und niedersächsischen Gegenden gewendet, und durch die Höhen des Teutoburger Waldes von den Flußgebieten des eigentlichen Westfalen getrennt, hat es auch seinen eigenen merklich vom übrigen Westfalen verschiedenen Volkscharakter; es hat unter Andern der aus dem Südosten kommenden Reformation bei sich einen freien Einlaß gewährt und ist zu großem Theile protestantisch geblieben, während im übrigen Westfalen die Reformation sich hauptsächlich nur auf dem schmalen Landstreifen erhalten hat, welcher ostwestlich, parallel mit Ruhr und Lippe laufend, zu gleicher Zeit auch der bevölkerteste, fruchtbarste, betriebfamste, mit Städten am dichtesten besetzte Theil des Landes ist — die Gegend von Soest, Werl, Hamm, Unna, Dortmund, Essen, Hagen, Iserlohn u. s. w. Man nennt einen Theil dieses fruchtbaren und meist protestantischen Landstreifens den Hellweg; „op den heyleweg“, wie Urkunden des 14. Jahrhunderts haben.

Der dritte und letzte Theil Westfalens, den wir noch zu erwähnen haben, ist das Flußgebiet der mittlern und untern Emse, von da an, wo sie sich um die Ausläufer des Teutoburger Waldes windet und nun ganz nördlich dem Lande der Friesen zufließt. Dieser Landtheil hat, wie es nicht anders sein konnte bei dem Wege, den die Natur anwies, sich seit je den Niederlanden zugewendet und von dort her wesentliche Modificationen seiner Sitten erhalten. \*)

\*) Eine ausführliche und interessante Untersuchung der orographischen und hydrographischen Verhältnisse Westfalens, soweit dasselbe dem Flußgebiet des Rhein angehört, enthält Kohl's Werk: „Der Rhein“ (Leipzig 1851), II, 227 fg.

Ueber den Namen des Landes haben die Etymologen vielfach Unhaltbares beigebracht. Wir unsererseits glauben, daß es besser wäre, bevor man untersucht, was „phalen“ oder „falen“ bedeutet, zu untersuchen, ob man damit nicht ganz auf dem irrigen Wege ist, indem man von Ost- und von Westfalen redet, und ob der Name nicht unmittelbar von jenem in angelsächsischen Stammregistern erwähnten Westfalab, Westersfalina, abzuleiten, der als Volksheroe früher zu einem Enkel Odin's gestempelt wurde. Es käme darauf an, zu untersuchen, ob Ostfalen jemals eine populäre Benennung des Landes auf dem rechten Weserufer gewesen ist, was wir allerdings sehr bezweifeln; uns scheint der Ausdruck nur von Bücherschreibern geschaffen.

Die Eisenbahn, die uns in dies Gebiet leitet, beginnt an der Diemel, welche die Grenze gegen Kurhessen bildet. Der Viaduct, vermittels dessen man über das Thal dieses kleinen Flusses gelangt, gibt eine erste Andeutung der großen Schwierigkeiten, welche der Bau zu überwinden hatte. Mit einer bedeutenden Steigerung, meist von 1 Fuß auf 100, zieht sich die Bahn an der Ostseite des Eggegebirges und des Dönings empor. Die erste Station ist Warburg, ein pittoresk auf Berghöhen liegender Ort, der schon in alten Zeiten an dem Handelsverkehr zwischen Thüringen und Westfalen vermittelnd theilnahm und zum Hansabunde gehörte; in der Nähe liegt, durch konische Bildung auf vulkanischen Ursprung deutend, der Defenberg. Er war ursprünglich ein fränkischer Haltpunkt, dann ein von Paderborn abhängendes Burglehn der Familie von Spiegel. Die Tradition dieser mächtigen und weitverbreiteten Familie behauptet, daß Karl der Große ihr den Defenberg geschenkt habe mit den Worten: „Du sollst glänzen wie ein Spiegel auf diesem Berge“, woher denn Name und Zuname des Geschlechts entsprungen. Diese Erklärung ist

ungefähr so wie die einer andern westfälischen Familie, der Freiherren von Schorlemmer, deren Ahn, einen Schäfer, als er eben Lämmer schor, Karl der Große antraf und als Führer mitnahm! Die Spiegel sind übrigens ein altes und respectables Geschlecht, wenn sie auch manch räudiges Schaf aufzuweisen haben: Markward von Spiegel, dessen That die weiße Rose von Korvei verschwinden machte, werden wir weiter unten kennen lernen; Kurt von Spiegel, der zum Zeitvertreib den Dachdecker vom Thurm der Bewelsburg herunterschoss, hat seine That mit seinem Blute gebüßt, denn der Fürstbischof von Baderborn, sein naher Verwandter, übte Gerechtigkeit und ließ ihn erschießen; den größten Familienscandal hervorzubringen war jedoch Karl Jobst Wilhelm von Spiegel zu Bühne vorbehalten. Er besaß zwei Lehngüter im Baderbornischen und vermählte sich im Jahre 1716 als Protestant nach evangelischem Ritus mit Sophia Elisabeth von Eype, welche seine Cousine war, da beider Mütter geborene Gräfinnen von Lippe und Halbschwwestern waren. Die mithin nöthige Dispensation hatte das zuständige protestantische Consistorium ertheilt. Die junge Frau von Spiegel fühlte sich nicht glücklich in dieser Verbindung und nach dreijähriger Ehe fand sie die Behandlung des rohen und zornigen Mannes so unerträglich, daß sie sich zu ihrer Mutter zurückbegab. Karl Jobst von Spiegel tröstete sich über ihre Abwesenheit bei seiner Haushälterin Anna Elisabeth Bernardi, eines Spielmanns Tochter aus Lemgo, und erzielte mit ihr drei Kinder. Nach mehren Jahren gewann er dann dem katholischen Pfarrer Rhain zu Borgholz im Fürstenthum Baderborn das Versprechen ab, ihn mit der Bernardi trauen zu wollen, wenn er zusammt der Lehtern zum Katholicismus übertrete. Diese Bedingung wurde nun von dem Paar erfüllt und Karl Jobst von Spiegel wurde noch am selben Tage in der Stille im Hause des Pfarrers vor zwei

Zeugen getraut. Rhain und Spiegel hatten gehofft, daß diese Trauung unentdeckt bleiben werde, aber sie hatten sich getäuscht. Die Sache war bald im Munde Aller, und der fürstbischöfliche Fiscal veranlaßte demzufolge eine Untersuchung vor dem Generalvicariat. Das letztere nahm den Spiegel in eine Strafe von 100, den Pfarrer in eine von 40 Goldgulden; die Bernardi aber wurde in das Gefängniß zu Beckelsheim gesetzt. Dies war jedoch nur das Vorspiel der ärgerlichen Geschichte, aus der sich nun die verwickeltsten Rechtsbündel erhoben. Die Juristenfacultät zu Ingolstadt erklärte nämlich in drei aufeinanderfolgenden Urtheilen die erste Ehe des Spiegel mit dem Fräulein von Eype für null und nichtig, weil Dispensation von kanonischen Ehehindernissen, wie hier die Verwandtschaft zweiten Grades gewesen, ein ausschließliches Recht des Papstes sei, und von protestantischen Fürsten oder Consistorien nicht rechtsgültig erteilt werden könne. Karl Jobst von Spiegel hatte also in der That zwei Frauen und eigentlich gar keine! Die durch die ingolstädter Professoren im tiefsten Herzen gekränkte Frau von Spiegel sank aus Kummer ins Grab. Nachher erklärte freilich die heidelberger Juristenfacultät die Verbindung mit der Bernardi für Bigamie und Ehebruch, und nun entspann sich ein langer Proceß um die Succession in den Lehngütern, auf welche Karl Jobst von Spiegel verzichtet hatte, während er wegen anderer Vergehen im Zuchthause zu Baderborn saß. Der Entscheid in einem Endurtheile vom 27. März 1801 sprach endlich die Besitzungen, zum Nachtheile des ältesten Sohnes der Bernardi, den Erben der nächsten Agnaten zu.

Die Volksfage läßt Kaiser Carol Magnus, der einst unten an der Weser auf seiner Burg zu Herstelle Hof hielt, im Schooß des Desenberg träumen, bis die Zeit gekommen, wo Deutschland wieder erhalten soll seinen großen friedebringenden

Kaiser. Es ist dieselbe Sage, die sich an den Kyffhäuser in der Goldenen Aue und an den Untersberg bei Salzburg knüpft. Man führt sie zurück auf heidnische Anschauungen; was ursprünglich Vorstellungen von dem durch das Christenthum verdrängten Wodan waren, sei auf die Heroen einer spätern Geschichte übertragen. Ebenso gut könnte man sagen, daß das Volk eben den Tod seiner Helden nicht glaubt, weil diese die Incarnation seines eigenen Bewußtseins, seines Gefühls und seines Willens sind, und daß es deshalb seine Heroen nicht sterben lassen kann, solange es in sich selbst diese letztern nicht erstorben fühlt.

Wir rasseln auf unserer Schienenbahn immer weiter hinauf, über den mächtigen Waldmühlenviaduct, an Willebadessen vorüber, wo wir uns bereits 1000 Fuß hoch über der Nordsee (amsterdamer Pegel) befinden, bis wir bei Neuenheerse, einem alten Frauenstifte, die höchste Höhe erreichen, welche überhaupt eine Eisenbahn im Königreich Preußen überstiegen hat. Sie beträgt 1200 Fuß über der Nordsee. Eine weite Strecke der Bahn läßt sich hier überschauen; die großen Schwierigkeiten des Baus zeigen sich auch dem unkundigsten Auge; mit dem ungünstigsten Terrain war zu ringen, das große Sprengungen nothwendig machte und massenhafte Aufschüttungen erforderte. Die Bahn wurde im Jahre 1853 im Wesentlichen vollendet; aber die Unterhaltung der Strecke zwischen Warburg und Paderborn wird wol lange noch mit großen Kosten verbunden bleiben. Die Einweihung wurde mit großen Feierlichkeiten am 21. Juni 1853 in Gegenwart des Königs vorgenommen. Der Festzug bewegte sich in der Richtung von der Landesgrenze an der Diemel nach Paderborn, wo die Stadt ein großes Festmahl angerichtet hatte, bei dem auch westfälische Kochkunst ihren nationalsten Aufschwung in großen Pferdebohnen und Gefrorenem von Bumpnickel nehmen durfte.

Auf der westfälischen Bahn bewegten sich 1855 23 Locomotiven und 658 Wagen aller Art. Die Gesamtausgabe für die Bauausführung und die Anschaffung der Betriebsmittel, einschließlich der Summe, welche an die erste Unternehmerin der Bahn, die aufgelöste „Köln-Minden-Thüringer-Verbindungs-Eisenbahn-Gesellschaft“ zur Abfindung gezahlt wurde, stellte sich am Schlusse des Jahres 1854 auf acht und eine halbe Million. Das Betriebsergebnis des Jahres 1854 war 360,000 Thaler, der Ueberschuß ungefähr 89,000 Thaler — bis jetzt also noch ein sehr dürftiges Ergebnis, das sich aber in ganz andern Ziffern darstellen wird, sobald die ganze große Linie, die über Weisensels und Leipzig den directen Verkehr mit der Nordsee vermitteln wird, hergestellt ist.

Bei Neuenheerse übersteigt die Bahn, wie gesagt, die Höhe des Osning. Bevor wir jedoch dem westfälischen Vorlande, das man ein nach der Weser hin abdachendes großes Glacis des eigentlichen Landes nennen könnte — wie Radowiz in der Paulskirche die Lombardei das Glacis Oesterreichs nannte — bevor wir diesem Landstrich den Rücken wenden, überschweifen wir ihn rasch mit den Blicken und lassen die Augen im Geiste auf seinen denkwürdigsten Punkten ruhen. Da ist tief unten an dem Ufer der Weser das alte Korvei und die Stadt Hörter, eine der merkwürdigsten vorgeschobenen Festen, welche das Christenthum und die fränkische Politik hier gründeten, die ja das eroberte Sachsenland sich mit einem Gürtel geistlicher Festungen gegen das Heidenthum im Osten sicherten: Korvei, Minden, Osnabrück, Verden und Bremen. — Korvei ist eine Colonie des in der Gegend von Amiens liegenden Corbeja aurea, der alten Stiftung der Königin Bathilde; eine frühere Ansiedelung (um 816) der Benedictiner von Corbeja, am rechten Weserufer tief im Sollinger Walde war mißlungen, und Kaiser Ludwig der Fromme wies den Brüdern darauf eine bessere



Stelle auf seinem von der Weser umströmten, in schönster Gegend liegenden Hofe (villa regia) zu Hurori an. Die Stelle bot in ihrer Lage eine Aehnlichkeit mit dem den Brüdern theuern alten Corbie, dessen Name denn auch beibehalten wurde. Der erste Bau war 822 vollendet und nun stiegen die Brüder in feierlichem Zuge aus den Schluchten des Soling herab, von ihrem verlassenen Wohnplatz zu „Hetha“ her, um die neue Schöpfung zu beziehen. Der Zug, an dessen Spitze der greise Abt Adelhard einherschritt, war umdrängt von Scharen wilder Sachsen, die neugierig zu dem Schauspiel herbeigeströmt waren und es mit scheuen Augen betrachteten.

Die neue Stiftung entwickelte sich sehr bald zu einer der verdienstreichsten und glänzendsten Pflanzstätten der Cultur in Norddeutschland. In demselben Maße mit der Zunahme irdischen Besitzes durch Schenkungen und Belehnungen — Kaiser Lothar schenkte z. B. dem Kloster die ganze Insel Rügen — mehrte sich die Thätigkeit des Klosters für Wissenschaft, Unterricht, Agricultur. Die Namen Anshar's, des Apostels des Nordens und ersten Bischofs von Bremen, Papst Gregor's V., des Rabanus Maurus, des Paschasius Radbertus knüpfen sich an Korvei, aus dem sie hervorgingen; Wittekind, der Mönch von Korvei, schrieb hier seine Annalen, und die Abschreiber von Korvei waren es, welche uns die fünf ersten Bücher der „Annalen“ des Tacitus erhielten. (Das Manuscript ist jetzt in Florenz; im Jahre 1514 wurde es dem Kunst und Wissenschaft liebenden Mediceer Leo X. zum Geschenk gemacht.) Die Zahl der Mönche war einst auf 300 gestiegen, und für alle bot sich Thätigkeit dar; der Tacitus allein mußte jährlich nicht weniger als zehn mal abgeschrieben werden, was bei dem geistigen Gepräge dieses Autors zu gleicher Zeit für den herrschenden Geist in einem solchen Benedictinerconvent des Mittelalters

Charakteristisch genug ist! Die Poesie des Mittelalters, welche ihren liebsten Ausdruck in der Sage suchte, unterließ denn auch nicht, das berühmte Gotteshaus zu verherrlichen. Vor allem bekannt ist die Sage von der weißen Rose von Korvei. Der Conventuale, welchen der Herr in sein ewiges Reich abzurufen wollte, fand sie Morgens in seinem Chorstuhle liegen. Einst war es der junge Bruder Markward von Spiegel, der sie in seinem Stuhle fand; erschrocken glaubte er seinem Schicksale entgehen zu können, wenn er sie heimlich seinem Nachbar, dem greisen Mönche Beribald, in seinen Chorstuhl legte. Der alte Mann fiel aus Schrecken darüber in eine schwere Krankheit; aber er genas, Markward von Spiegel jedoch starb nach drei Tagen. Seit dieser Zeit aber ward die weiße Rose von Korvei nicht mehr gesehen.

Im Westfälischen Frieden gelang es, die Stiftung vor der drohenden Aufhebung zu retten; durch den Luneviller Frieden aber wurde ihrem tausendjährigen Bestehen ein Ende gemacht. Zuerst oranisch, dann königlich westfälisch, dann preussisch, wurde das Gebiet der fürstlichen Abtei endlich zu einer Standesherrschaft für die hessen-rothenburgische Nebenlinie umgeschaffen, welcher die Krone Preußen Entschädigungen zu gewähren hatte. Als Theil der hessen-rothenburgischen Erbschaft ist Korvei dann an das Haus Hohenlohe-Schillingsfürst gekommen, und der jetzige Besitzer ist Victor Moriz Karl Franz, Herzog von Ratibor, Fürst von Korvei, Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. Das Schloß, die alte Abtei, bildet ein großes, aus Bruchsteinen gebautes Quadrat; die innere Ausschmückung gehört zum Theil noch dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts an. Der Saal mit den Bildern der Aebte bot auch hier, wie im Römer zu Frankfurt, nur noch Raum für das Porträt des letzten der insultragenden Herren. Die Kathedrale ist ohne große architektonische Bedeutung.

Hart am Teutoburger Walde liegt der freundliche Badeort Driburg, ein Besitztum des Grafen von Sierstorff, und weiter hinab im Weserthale, etwa in der Mitte zwischen Gebirge und Fluß, stoßen wir auf ein Hügelgebiet, dessen sich frühe mehre kleine Dynastenfamilien bemächtigten; an den südlichen Abhängen setzten sich Grafen von Schwalenberg fest; weiter nördlich Grafen von Pyrmont und von Sternberg; Pyrmont, das in der Mitte dieser von hier der Weser entlang ziehenden Berge liegt, ist der berühmte Badeort, der, im vorigen Jahrhundert hauptsächlich, die besuchteste Heilquelle Deutschlands war, jedoch schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts genannt wird und im 16. Jahrhundert häufig besucht zu werden begann. Das Wasser gehört ganz wie das von Driburg zu den stark mit kohlenfauerm Gas versehenen salinisch-eisenhaltigen und wird zum Baden und Trinken gebraucht. Es ist klar, von scharfem, säuerlichem, eisenhaftem Geschmack, und sehr wohlschmeckend. Merkwürdig ist die Schwefel ausdünstende Grotte. Pyrmont scheint ein französischer Name mitten im Norden Deutschlands. Es ist jedoch im Grunde nur schlichtes Deutsch und heißt ursprünglich Peremund — also offenbar Pere-Mündung, eine Etymologie, die außerordentlich klar und zutreffend ist, wenngleich leider eingeräumt werden muß, daß — ein Gewässer, welches Pere heißt und hier in ein anderes einmündet, leider nicht vorhanden. Ein guter Etymolog muß freilich, wenn er ins Erklären geräth, über größere Hemmnisse hinwegzuspringen wissen, als über einen kleinen Bach, der gar nicht einmal da ist! — Die alten Grafen von Pyrmont sind früh „erloschen“, wie man sich bei solchen alten Seigneurs ausdrückt, ohne ihnen doch nachsagen zu können, daß sie je geglänzt oder geleuchtet hätten; durch Erbtöchter kam das Ländchen seit 1668 endlich an das fürstliche Haus Waldeck, das dasselbe noch heute besitzt.

Einen größern Abschnitt, wie dieses kleine Fürstenthum Pyrmont, nimmt in dem Landstrich zwischen Teutoburger Wald und Weser das Fürstenthum Lippe ein — ein fruchtbares, bevölkertes und gesegnetes kleines Land, von dem so Mancherlei zu erzählen, wenn wir nicht eben Eisenbahnreisende wären! Da sind Erinnerungen an die Hermannsschlacht, an Armin, dessen riesig angelegtes Denkmal auf der Grotenburg bei Detmold leider unvollendet geblieben ist; dann die Exter = oder Eggesteine, jene seltsame Felsgruppe mit ihren Kapellen und der eigenthümlichen uralten Bildhauerarbeit, die mindestens aus dem 12. Jahrhundert stammt. — Detmold, die freundlich gelegene Hauptstadt des Landes, ist der Geburtsort des Memoirenschreibers von Dohm, dann Grabbe's und Freiligrath's — zweier Dichter, welche, wie die Heimat, so viele Grundzüge ihres Geistes und Talents in auffallender Weise gemein haben, und zu denen sich dann, um das Dreigestirn westfälischer Poesie zu vervollständigen, noch die Münster angehörende Dichterin Annette von Droste stellt. Bei allen Dreien ist das Talent groß und mächtig, bei Allen herrscht dieselbe Vorliebe für das Gewaltige und den Effect, das Phänomen, das Dämonische; das erste besonders von Grabbe, das zweite von Freiligrath, das dritte von Annette von Droste ergriffen. Grabbe liebt das Excentrische im Menschen, Freiligrath das Schrankenlose und Wilde in der Natur, die Droste das Wunderbare, Räthselhafte der Seelen = und Geisterwelt. Alle Drei sind eingefleischte Romantiker und das Gefühl für edles Maß, der Schönheits Sinn einer griechischen Seele ist oft ihren Dichtungen fremd geblieben; ja es liegt etwas Ungebändigtes, gegen Schranken Empörtes in ihnen, das in Grabbe am crassesten, in Freiligrath am verhängnißvollsten und nur in Annette von Droste durch edle Weiblichkeit und tiefe Religiosität gemildert hervortritt; und seltsamerweise lebt in allen Dreien eine tief-

innere Sympathie für das oder die Wüste. Annette von Droste ist nicht glücklicher, als wenn sie die westfälische Haide aufsucht; Grabbe hat sich zum höchsten Ausdruck eines „wüsten Genies“ gemacht, und was Freiligrath angeht, so ist seine Wüstensehnsucht so stark, daß er in seiner spätern Dichtungsepoche darauf ausgeht, unsere armen christlich-germanischen Staaten mit ihrem Culturleben gewaltsam in jene Wüste zu verwandeln, welche seine jugendliche Sehnsucht einst in der weitesten Ferne aufsuchte.

Die Geschichte des lippeschen Landes knüpft sich an die seiner uralten Dynastenfamilie, die Jungherren oder Edeln Herren „tho der Lippe“. Bernhard II. wurde der Ahnherr der beiden Linien des Hauses, der zu Detmold und der zu Bückeberg; sein ereignißreiches Leben ist uns in einem alten Heldengedicht eines korveischen Mönches Justinus aufbewahrt, der ihn als den „lippeschen Odysseus“ feiert, und von dem man also nicht sagen kann, daß er eine Ilias post Homerum geschrieben habe. Aus der jüngsten Zeit leuchtet in der Geschichte der lippeschen Fürsten der Name der geistreichen Pauline von der Lippe hervor, jener ausgezeichneten Regentin, von unvergleichlicher Thätigkeit, Entschlossenheit und Gerechtigkeitsliebe, welcher das kleine Land so unendlich viel verdankt. Pauline war die Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg, und von diesem mit außergewöhnlicher Sorgfalt erzogen; er hatte ihr früh Antheil an den Regierungsgeschäften eingeräumt, an seiner Seite war sie aufgewachsen, und die selten frühe Entwicklung ihres Geistes erhielt dadurch etwas vom männlichen Charakter, wie ihr Wesen männliche Haltung. An Gleim, dem Beschützer jedes Talents, fand auch sie, nachdem ihre poetischen Versuche einen Anknüpfungspunkt geboten, einen warmen fördernden Freund. Zu Ende des Jahres 1795 reichte sie ihre Hand dem Fürsten Friedrich

Wilhelm Leopold von Lippe-Detmold; nach vierjähriger Ehe ward dieser ihr durch den Tod entrisfen, und Pauline übernahm die Regentschaft des Landes in schwierigster Zeit. Es ist eine eigenthümliche, von den Verehrern der Frauen noch nie hervorgehobene und doch für diese so rühmliche Thatfache, daß große Häuser und Familien so oft aus mislichen Verhältnissen und Verfall wieder emporgehoben sind unter der Regentschaft oder vormundschaftlichen Verwaltung einer Frau. Auch Pauline von der Lippe bietet ein Beispiel davon. Als sie ihrem ältesten Sohne 1820 die Regierung übergab, konnte sie sich sagen, daß sie eine unabsehbare Reihe von Verbesserungen und wohlthätigen Einrichtungen in allen Zweigen des Staatshaushalts, in Kirchen- und Schulwesen, in Justizpflege und Steuerwesen eingeführt, daß sie für gemeinnützige Anstalten rastlos gesorgt, die Leibeigenschaft beseitigt,  $1\frac{1}{2}$  Millionen Kriegskosten abgetragen, 300,000 Thaler an Landes- und Kammer Schulden getilgt, und was mehr als Alles, daß sie durch ihre kluge Politik, welche Napoleon's Achtung, wie Pauline selbst der Kaiserin Josephine Freundschaft errang, die Integrität des Landes gerettet habe. Pauline von der Lippe nimmt deshalb einen hervorragenden Platz in jener Galerie von Regenten ein, in welchen wir den Geist der Humanität, der ein so helles Licht auf die der Französischen Revolution vorhergehende Periode wirft — mächtig und praktisch ins Leben tretend sehen. In ganz ähnlichem Sinne wirkte in einem Nachbarstaate der Minister Fürstenberg, in Baden Markgraf Karl Friedrich, in Weimar die Herzogin Amalie und Karl August, in Toscana Leopold, in Oesterreich endlich Joseph II. Es ist das schönste Zeugniß für den Geist, welchen die großen Genien unserer glänzendsten Literaturepoche, zum Theil freilich als Dolmetscher französischer und englischer neuer Lebensanschauungen, in Deutschland geweckt hatten, daß er so wohlthätig

mächtig einer ganzen Reihe von Herrschern und durch sie des wirklichen Lebens sich bemächtigen konnte.

Ein dunkleres Blatt als das, worauf die Verdienste Paulinens verzeichnet stehen, bildet jenes in der Geschichte des lippeschen Hauses, das die Schicksale des Gatten der Fürstin, des Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold, enthält. Auch dieser war unmündig zur Regierung gekommen, der Regentschaft hatte sich jedoch nicht eine edle Frau, sondern eine Vormundschaft bemächtigt, welche die Unterthanen drückte und sich alle möglichen Willkürlichkeiten erlaubte. Die Seele derselben war ein Kanzler Hoffmann und seine zwei Bettern, der Hofmarschall von Donop und der Bürgermeister von Lemgo. Der Fürst kam 1789 von der Universität zurück und trat mit kaiserlicher *venia aetatis* die Regierung an. Im Anfange fand er Alles vortrefflich, was während der Vormundschaft geschehen; der hochmögende Kanzler hatte eigenhändig zwei Bücher zusammengeschrieben, worin er den glückseligen Zustand des Landes herausstrich, und der Fürst war entzückt über seine getreuen Diener. Näher in die Verhältnisse eingeweiht, fand er jedoch, daß man unverantwortlich gehaust hatte. Er ergriff nun Maßregeln wider die Männer, welche er als die Schuldigsten betrachtete, und entfernte sie von ihren Stellen; diese aber erwirkten sich den Schutz des Reichskammergerichts und führten sich mit einem *Mandatum protectorium* der wegzlarer Juristen wieder in ihre Aemter ein. Der Fürst sah sich also von seinen eigenen Beamten besiegt; die Genialität jenes französischen Fürsten aus dem Hause Bouillon, der in der Revolutionszeit aus Verzweiflung über die Rechtschicanen seines starrköpfigen Dicastariums und um sich an diesem zu rächen, selbst in seinem Ländchen die Republik proclamirte — eine solche Genialität mochte Friedrich Wilhelm Leopold nicht besitzen, oder wenn er sie besaßen, so wäre das doch 1790 in Deutschland

hors de saison gewesen; genug, der junge Fürst nahm sich seine Verhältnisse so zu Herzen, daß er in Tieffinn und Paroxismen von Geistesstörung fiel. Darob entstand denn Jubel im Lager seiner Widersacher! Nichts in der Welt konnte für die ehemalige vormundtschaftliche Regierung willkommener sein. Es kam nur darauf an, die Krankheit als hoffnungslos, als unheilbar gelten zu machen, und zu dem Ende wurden auch eifrig die Aerzte bearbeitet. Mit glücklichstem Erfolge wurde vom höchsten Reichsgericht ein Extrajudicial-Decret erwirkt, wonach Regierung und Stände des Landes gemeinschaftlich einen Curator zu erwählen hatten, der Oheim des kranken Fürsten bis dahin aber mit der provisorischen Regierung beauftragt wurde. Dieser Oheim, Graf Ludwig, scheint so etwas wie den Egalité' im Hause Lippe gespielt zu haben, besonders als er definitiver Curator wurde.

Fürs erste sorgte man für möglichst zweckwidrige Behandlung des Erkrankten. Er wurde eingesperrt in seiner Arreststube gehalten; Personen, die ihm verhaßt waren und deren Anwesenheit ihn reizte — z. B. einen Jagdjunker von Donop, der gewagt hatte Serenissimum mit einem Zwieback aus seinem Zimmer in ein anderes locken zu wollen —, mußte er nichtsdestoweniger um sich sehen; wenn er seinen Paroxismen unterlag, so ließ man ihn durch ein Loch in der Thür seines Zimmers von Jedem, der Lust hatte, beobachten, weil man wußte, daß es ihn aufs Aeußerste bringe, sich so fremden Blicken ausgesetzt zu sehen; selbst seinen treuen Hund nahm man ihm fort; der Leibarzt, der den Eigensinn hatte, in seinen Krankheitsbulletins die fortwährende Besserung des armen jungen Fürsten anzukündigen und die völlige Heilung in Aussicht zu stellen, wurde entlassen; ebenso der dem Fürsten treu anhängliche Regierungspräsident Rotberg abgesetzt und die Bedienten und Wärter mit Cassation bedroht, wenn sie eine eintretende Besserung gegen irgend Jemanden



behaupteten. Dabei wurden denn von den regierenden Herren, dem Curator und dem Kanzler, fleißige Gebete in allen Landeskirchen um die Heilung des erkrankten Fürsten nachdrücklichst angeordnet!

Trotz alledem genas der Fürst wieder — wenn auch erst im dritten Jahre; aber noch lange Zeit hatte er zu kämpfen und zu ringen, bis man ihn für geheilt gelten ließ, bis man die demüthigenden Kirchengebete einstellte und er, vom anhaltischen Hofe unterstützt, durch reichskammergerichtliche Sentenz wieder zu seinen Rechten kam, die er mit Milde und ohne Nachsicht gegen seine Widersacher zu zeigen, ausübte. Der Regierung des Grafen Ludwig und des Kanzlers Hoffmann nebst ihren Anhängern wurde freilich ein Ziel gesetzt. \*)

---

\*) Vergl. „Wahrhafte Krankheits- und Curatelgeschichte des regierenden Fürsten zu Lippe“ (o. D. 1795).

## 2.

### Das Landvolk im Fürstenthum Paderborn.

---

Aber vergessen wir nicht, daß wir Eisenbahnreisende und keine Fußwanderer sind, daß wir längst das Land zwischen Osning und Weser hinter uns jenseit der blauen Berge im Osten liegen haben.

Wir gleiten immer weiter hinunter in das Flachland vor uns. Nach der Station Buke rasseln wir über die zwei größten Bauwerke der Bahn, die Viaducte bei Alten- und Neuenbeken. Wir nähern uns Paderborn.

Die Gegend um uns her hat sich verflacht und ist sehr reizlos geworden — in den Siedlungen und Dörfern scheint Ar-  
nuth zu herrschen. Diese ist in der That stellenweise groß und wenn man den eigenthümlichen Charakter der Bevölkerung dazu nimmt, so könnte man versucht werden, manchen Land-  
strich hier das westfälische Irland zu nennen. Jener Charakter ist vor Jahren von anonymem Hand\*) sehr gut geschildert wor-

---

\*) Vergl. „Historisch-politische Blätter von Görres und Phillips“, Jahrg. 1843.

den, und obwol diese Zeichnung im Laufe der Alles ändernden Zeit jetzt freilich sehr viel von ihrem Zutreffenden verloren hat, und ganz andere Zustände eingetreten sind, können wir uns doch nicht versagen, eine Stelle daraus hier folgen zu lassen:

„Nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlauen, tiefgebräunten, und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen, bedürfte der Baderborner nur noch brandschwarzes Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen. Die Männer sind oft hübsch und immer malerisch, die Frauen haben das Schicksal der Südländerinnen, eine frühe üppige Blüte und ein frühes zigeunerhaftes Alter. Nirgends gibt es so rauchige Dörfer, so dachlückige Hüttchen als hier, wo ein ungestümes Temperament einen starken Theil der Bevölkerung übereilten Heirathen zuführt, ohne ein anderes Capital als vier Arme und ein Duzend zusammengebettelter und zusammengesuchter Balken, aus denen dann eine Art von «Kuben» zusammengesetzt wird, eben groß genug für die Herdstelle, das Ehebett und allenfalls einen Verschlag, der den stolzen Namen Stube führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fensterlöchern ist. Besitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, so dürfte endlich eine bescheidene Menschenwohnung entstehen; häufig aber lassen Armut und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst sahen einen bejahrten Mann, dessen Gelaß zu kurz war, um ausgestreckt darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende weit in die Straße recken. Selbst der Robeste ist schlau und zu allen Dingen geschickt, weiß jedoch selten nachhaltigen Vortheil daraus zu ziehen, da er sein Talent zumeist in kleinen Pfiffigkeiten, deren Ertrag er sofort vergeudet, erschöpft, und

sich dem Einflusse von Winkeladvocaten hingibt, die ihm über jeden Zaunpfahl einen Proceß einfädeln, der ihn völlig ausfaugt, fast immer zur Auspfändung und häufig von Haus und Hof bringt. Große Noth treibt ihn zu großen Anstrengungen, aber nur bis das dringendste Bedürfniß gestillt ist; jeder erübrigte Groschen, den der Münsterländer sorglich zurücklegen, der Sauerländer in irgendein Geschäft stecken würde, wird hier am liebsten von dem Kind der Armuth sofort dem Wirthe und Kleinhändler zugetragen; und die Schenken sind meist gefüllt mit Glückseligen, die sich einen oder ein paar blaue Montage machen, um nachher wieder auf die alte Weise fortzuhungern und zu tagelöhnern. So verleben leider Viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voranbringen, ihre Jugend in Armuth und gehen einem elenden Alter am Bettelstabe entgegen.“

„In seiner Verwahrlosung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche sehr fromm zu sein, während er seinem Gewissen die ungebührlichsten Ausdehnungen zumuthet. Wirklich stehen auch manche Pflichten seinen mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten vom eigenen Rechte zu sehr entgegen, als daß er sie je begreifen sollte; jene gegen den Gutsherrn z. B., den er nach seinem Naturrecht gern als einen Erbfeind oder Usurpator des eigentlich ihm zuständigen Bodens betrachtet, dem ein echtes Landeskind nur aus List, um der guten Sache willen, schmeichle und übrigens Abbruch thun müsse, wo es immer könne. Noch empörender scheinen ihm die Forst- und Jagdgesetze, da ja «unser Herrgott das Holz von selbst wachsen läßt und das Wild von einem Lande in das andere wechselt». Mit diesem Spruche im Munde glaubt der Frevelnde sich völlig berechtigt, jeden Förster, der ihn in flagranti überrascht, mit Schnupftaback zu blenden und wie er kann, mit ihm fertig zu werden. Die Gutbesitzer sind deshalb zu einem

erschöpfenden Aufwände an Forstbeamten gezwungen, die den ganzen Tag und manche Nacht durchpatrouilliren und doch die massivsten Forstfrevel, z. B. das Niederschlagen ganzer Waldstrecken in einer Nacht, nicht immer verhindern können. Hier scheitern alle Anstrengungen der sehr ehrenwerthen Geistlichkeit, und selbst die Verfassung der Absolution im Beichtstuhle verliert ihre Kraft, wie bei dem Corsen, wenn es eine Vendetta gilt. Noch vor 30 Jahren war es etwas sehr Gewöhnliches, beim Mondscheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben denen 30 — 40 Männer hertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entschlossenheit in den gebräunten Zügen, und der nächste Morgen brachte dann gewiß, je nachdem sie mit den Förstern zusammengetroffen oder ihnen glücklich ausgewichen waren, die Geschichte eines blutigen Kampfes oder eines grandiosen Waldfrevels. Die Ueberwachung der preussischen Regierung hat allerdings dieser Deffentlichkeit ein Ziel gesetzt, jedoch ohne bedeutende Resultate in der Sache selbst, da die Frevler jetzt durch List ersetzen, was sie an Macht einbüßen, und es ist leider eine Thatsache, daß die Holzbedürftigen von Leuten, denen doch, wie sie ganz wohl wissen, kein rechtlicher Splitter eigen ist, ihren Bedarf so ruhig nehmen, wie aller Orts Strandbewohner ihren Kaffee und Zucker von Schmugglern zu nehmen pflegen. Daß auch dieser letztere Erwerbszweig hier dem Charakter des Besitzlosen zu sehr zusagt, als daß er ihn vernachlässigen sollte, selbst wenn die mehrstündige Entfernung der Grenze ihn mühsam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich macht, läßt sich wol voraussetzen, und fast bis im Herzen des Landes sehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Trupps von Fünfen oder Sechsen, hastig und ohne Gruß an uns vorüber der Wesergegend zustapfen, und können sie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln, schweißtriefend und

nicht selten mit verbundenem Kopfe oder Arme wieder in ihre Baracken schlüpfen sehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen stundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüsse und wüstes Geschrei aufgeschreckt, am nächsten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerstampfte Flächen, wo sie sich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Duzend Tagelöhner läßt sich bei seinem Dienstherrn krank melden.“

„Die Ehen, meist aus Leidenschaft und mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit auf äußere Vortheile geschlossen, würden anderwärts für höchst unglücklich gelten, da kaum eine Barackenbewohnerin ihr Leben beschließt, ohne Bekanntschaft mit dem sogenannten «braunen Heinrich» oder «ungebrannter Asche» gemacht zu haben. Sie aber finden es ländlich, sittlich, und leben der Ueberzeugung, daß eine gute Ehe, wie ein gutes Gewebe, zuerst des «Einschlags» bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern. Wollten wir eine Zusammenstellung der untern Volksklassen nach den drei Haupttracen Westfalens machen, so würden wir sagen, der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, nämlich nach Geld oder Geschicklichkeit, und führt auch seine Ehe so, kühl und auf gemeinschaftlichen Erwerb gerichtet. Der Münsterländer freit wie ein Herrnhuter, gutem Rufe und dem Willen seiner Aeltern gemäß und liebt und trägt seine Ehe wie ein aus Gottes Hand gefallenes Loos, in friedlicher Pflichterfüllung. Der paderborner Wildling aber, hat Erziehung und Zucht nichts an ihm gethan, wirbt wie ein verbes Naturkind mit allem Ungeßüm seines heftigen Blutes. Mit seinen und den Aeltern seiner Frau muß es daher auch oft zu heftigen Austritten kommen. Er geht unter die Soldaten oder er läuft Gefahr zu verkommen, wenn seine Neigung unerwidert bleibt. Die Ehe wird in diesen dürftigen Hütten den Frauen zum wahren Fegfeuer,

bis sie sich zurechtgefunden; Fluch und Schimpfreden haben, wie bei den Matrosen, einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren, und lassen eine rohe Art aufopfernder Liebe wol neben sich bestehen. Ueber das Verderbniß der dienenden Classen wird sehr geklagt; jedes noch so flüchtige Verhältniß zwischen den zwei Geschlechtern müsse streng überwacht werden; selbst die Unteraufseher, Leute von gesetzten Jahren, schienen taub und blind, sobald, nicht ein Verlöbniß, sondern nur der Glaube an eine ernstliche Absicht vorhanden sei. «Die Beiden freien sich», und damit seien alle Schranken gefallen, obwohl aus zwanzig solcher Freiereien kaum eine Ehe hervorgehe und die Folgen davon den Gemeinden zur Last fielen. Auch die Branntweinpest fodert hier nicht wenige Opfer, und bei diesem heftigen Blut wirkt das Uebermaß um so wilder und gefährlicher. Diese Verwahrlosung ist umsomehr zu beklagen, da es auch dem Letzten nicht an Talenten und geistigen Mitteln gebricht, und seine schlaue Gewandtheit, sein Muth, seine tiefen unbändigen Leidenschaften, und vor allem seine reine Nationalität, verbunden mit dem markirten Außern, ihn zu einem allerdings würdigen Gegenstand der Aufmerksamkeit machen.“

„Alter Gebräuche bei Festlichkeiten gibt es wenige und in seltener Anwendung, da der Baderborner jedem Zwange zu abgeneigt ist, als daß er sich eine Lust durch etwas, das nach Ceremoniel schmeckt, verderben sollte. Bei den Hochzeiten z. B. fällt wenig Besonderes vor; das allerwärts bekannte Schlüssel- und Brotüberreichen findet auch hier statt, d. h. wo es, außer einer alten Truhe, etwas gibt, was des Schlüssels bedürfte; nachher geht Jeder seinem Jubel bei Tanz und Flasche nach, bis sich alles zum «Papen von Istrup» stellt, einem beliebten Nationaltanz, einem Durcheinanderwirbeln und Verschlingen, das erst nach dem Lichtanzünden beginnt, und «dem Reisenden für Völker- und Län-

derkunde» den Zeitpunkt angibt, wo es für ihn gerathener sein möchte, sich zu entfernen, da fortan die Aufregung der Gäste zu einer Höhe steigt, deren Culminationspunkt nicht voraus zu berechnen ist. Ist die Braut eine echte «Flüggebräut», eine Braut in Kranz und fliegenden Haaren, so tritt sie gewiß stolz, wie eine Fürstin, auf, und dieses glorreiche Familienereigniß wird noch der Stolz ihrer Nachkommen, die sich dessen wol zu rühmen wissen, wie stattlich sie mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren einhergestrahlt sei.“

„Lieber als eine Hochzeit ist dem Baderborner noch die Fastnacht, an deren ersten Tage der Bursche dahersteigt, in der Hand auf goldenem Apfel einen befiederten Hahn aus Brotteig, den er seiner Liebsten verehrt, oder auch der Edelfrau, nämlich, wenn es ihm an Geld für die kommenden nassen Tage fehlt. Am Montag ist der Jubel im tollsten Gange; selbst Bettler, die nichts Anderes haben, hängen ihr geslicktes Betttuch über den Kopf und binden einen durchlöcherten Papierbogen vor das Gesicht, und diese machen, wie sie mit ihren, aus der weißen Umrandung blizenden Augen und langen Nasenschnäbeln die Mauern entlang taumeln, einen noch graufigern Eindruck als die eigentlichen Maskenzüge, die in scheußlichen Verkleidungen mit Geheul und Hurrah auf Ackergäulen durch die Felder galoppiren, alle hundert Schritte einen Sandreiter zurücklassend, der ihnen wüßt nachjohlt oder als ein hinkendes Ungethüm ins Dorf zurückächzt. Sehr beliebt ist auch das Schützenfest, zum Theil der Ironie wegen, da an diesem Tage der «Wildschütz» vor dem Auge der sein Gewerbe ignorirenden Herrschaft mit seinem sichern Blick und seiner festen Hand paradiren darf, und oft der schlimmste Schelm, dem die Förster schon wochenlang nachstellten, dem gnädigen Fräulein Strauß und Ehrenscharpe als seiner Königin überreicht und mit ihr die Ceremonie des ersten Tanzes durchmacht. Ihm folgt am



nächsten Tage das Frauenschießen, eine galante Sitte, die man hier am wenigsten suchen sollte, und die sich anmuthig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübsche, von dem Edelhofe aus, in ihren goldenen Häubchen und Stirnbinden, bebändert und bestraußt, jede mit dem Gewehr ihres Mannes über der Schulter. Voran die Frau des Schützenkönigs mit dem Abzeichen ihrer Würde, den Säbel an der Seite, wie weiland Maria Theresia auf den fremniger Dukaten; ihr zunächst die Fähndrichin mit der weißen Schützenfahne. Auf dem Hofe wird Halt gemacht, die Königin zieht den Säbel, commandirt rechts, links, kurz alle militärischen Evolutionen; dann wird die Fahne geschwenkt und das blanke Regiment zieht mit einem hellen Hurrah dem Schießplatze zu, wo Jede, Manche mit der zierlichsten Koketterie, ihr Gewehr ein paar mal abfeuert und unter klingendem Spiel der Schenke zumarschirt, in welcher es heute keinen König gibt, sondern nur eine Königin und ihren Hof, die Alles anordnen, und von denen sich die Männer heute Alles gefallen lassen.“

„Einen gleich starken Gegensatz zu den derben Sitten des Landes gibt das Erntefest. Dieses wird nur auf Edelhöfen und großen Pachtungen im altherkömmlichen Stile gefeiert. Der voranschreitenden Musik folgt der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd thront, über sich auf einer Stange den funkelnden Erntekranz. Dann folgen sämtliche Dienstleute paarweis mit gefalteten Händen, die Männer barhaupt; so ziehen sie langsam über das Feld dem Edelhofe zu, das Te Deum nach der schönen alten Melodie des katholischen Ritus abhängend, ohne Begleitung; aber bei jedem dritten Verse von den Blasinstrumenten abgelöst, was sich überaus feierlich macht, und gerade bei diesen Menschen und unter freiem Himmel etwas wahrhaft Ergreifendes hat. Im

Hofe angelangt, steigt die Großmagd ab und trägt ihren Kranz mit einem artigen Spruche zu jedem Mitgliede der Familie, vom Hausherrn an bis zum kleinsten Junkerchen auf dem Schaukelpferd; dann wird er über das Scheuerthor an die Stelle des vorjährigen gehängt und die Lustbarkeit beginnt. Obwol sich keiner ausgezeichneten Singorgane erfreuend, sind die Baderborner doch überaus gesangliebend, überall, in den Spinnstuben, auf dem Felde, hört man sie quinkeliren und pfeifen, sie haben ihre eigenen Spinn-, ihre Acker-, Flachs- brech- und Rauflieder. Das letzte ist ein schlimmes Spottlied, das sie nach dem Takte des Raufens jedem Vorübergehenden aus dem Stegreif zusingen. Sonderlich junge Herren, die sich, dem Verhältnisse nach, zu Freiern ihrer Fräulein qualificiren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbeizukommen und sich von zwanzig bis dreißig Stimmen nachkrähen zu hören:

He! he! he! er ist ihr zu dick,  
Er hat kein Geschick!

oder:

Er ist ihr zu arm,  
Daß Gott erbarm!  
Den Kuinkel den Kuank,  
Der Vogel der sang,  
Das Jahr ist lang,  
Eh! eh! eh! laßt ihn gehn!

Dagegen rühmen sie sich gern, wo es ihnen Anlaß zum Streit verspricht, ihrer Herrschaft, als ob sie von Gold wäre; stehen auch in ernstern Fällen aus demselben Grunde bisweilen zu ihr gleich dem Besten, und es ist hier, wie bei der pariser Polizei, nichts Ungewöhnliches, die schlimmsten «Wildschützen» nach einigen Jahren als Forstgehülfsen wiederzufinden, denen es alsdann ein Herzensgaudium ist, sich mit ihren alten Kameraden zu raufen, und den bekannten Listen neue entgegenzusetzen. Und noch vor kurzem

packten ein Duzend solcher Praktiker ihren Herzensfreund, den Dorfschulmeister, der sie früher in der Taktik des «Holzsuchens» unterrichtet hatte, wie er eben daran war, die dritte oder vierte Auflage von Rekruten einzuüben, etwa 80 barfüßige Schlingel nämlich, die, wie junge Wölfe zuerst mit dem Blutaussaugen anfangen, mit ihren krummen Messern in dem jungen Schlag wütheten, während der Pädagog von einer breiten Buche herab das Commando führte.“

„Wir haben bereits den Volksaberglauben erwähnt; dieser äußert sich neben der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben, vorzugsweise in sympathetischen Mitteln und dem sogenannten Besprechen, einem Act, der Manches zu denken gibt, und dessen wirklich seltsame Erfolge sich durch bloßes Hinwegleugnen keineswegs beseitigen lassen. Wir selbst müssen gestehen, Zeugen unerwarteter Resultate gewesen zu sein. Auf die Felder, die der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen umschritten und worauf er die Scholle eines verpändeten Ackers geworfen hat, wagt sich in der That kein Sperling, kein Wurm, fällt kein Mehlthau, und es ist überraschend, diese Strecken mit schweren niederhangenden Aehren zwischen weiten Flächen leeren Strohes zu sehen.“

Zum Schlusse nun noch die Mittheilung einer etwa vor 40 Jahren vorgefallenen Scene, die allerdings unter der jetzigen Regierung nicht mehr stattfinden könnte, jedoch den Charakter des Volks zu anschaulich darstellt, als daß wir sie am ungeeigneten Orte glauben sollten. Zu jener Zeit stand den Gutsbesitzern die niedere Gerichtsbarkeit zu, und wurde mitunter streng gehandhabt, wobei sich, wie es zu gehen pflegt, der Untergebene mit der Härte des Herrn, der Herr mit der Böswilligkeit des Untergebenen entschuldigte und in dieser Wechselwirkung das Uebel sich fortwährend steigerte. Nun sollte der Vorsteher (Meyer) eines Dorfs, allzu grober

Betrügereien und Diebstähle halber, seines Amtes entsetzt werden. Er hatte sich Manchen verpflichtet, Manchen bedrückt, und die Gemeinde war in zwei bittere Parteien gespalten. Schon seit mehren Tagen war eine tückische Stille im Dorfe bemerkt worden, und als am Gerichtstage der Gutsherr aus Veranlassung des Unwohlseins seinen Geschäftsführer bevollmächtigte, im Verein mit dem eigentlichen Justitiar die Sache abzumachen, war den beiden Herren diese Abänderung keineswegs angenehm, da ihnen wohl bewußt war, daß der Bauer seine Herrschaft zwar haßt, jeden Städter aber, und namentlich das „Schreibervolk“ aus tieffter Seele verachtet. Ihre Besorgniß war nicht gemindert, als einige Stunden vor der Sitzung ein Schwarm barfüßiger Weiber in den Schloßhof zog, wahre Poissarden, mit fliegenden Haaren und Kindern auf dem Arm, sich vor dem Hauptgebäude zusammendrängte, und wie ein Nest junger Teufel zu krähen anfing: „Wir revoltiren! wir protestiren! wir wollen den Meyer behalten! unsere Kerle sind auf dem Felde und mähen, und haben uns geschickt, wir revoltiren!“ Der Gutsherr trat ans Fenster und rief hinaus: „Weiber! macht euch fort! der Amtmann (Justitiar) ist noch nicht da“, worauf der Schwarm sich allmählig unter Schreien und Fluchen verlor. Als nach einigen Stunden die Sitzung begonnen hatte und die bereits abgehaltenen Verhöre verlesen wurden, erhob sich unter den Fenstern des Gerichtslocals ein dumpfes, vielstimmiges Gemurmeln, das immer zunahm; dann drängten sich ein paar starkknochige Männer in die Stube, nach ihnen andere, in kurzem war sie zum Ersticken überfüllt. Der Justitiar, an solche Auftritte gewöhnt, befahl ihnen mit ernster Stimme hinauszugehen; sie gehorchten wirklich, stellten sich aber, wie er ganz wohl sah, an der Thür auf; zugleich bemerkte er, daß Einige, mit grimmigem Blicke auf die Gegenpartei, ihre Kittel lüfteten und kurze, schwere

Knittel sichtbar werden ließen, was von der andern Seite mit ähnlicher Pantomime erwidert wurde. Dennoch ließ er das Urtheil mit ziemlicher Fassung ab und schritt dann, seinen Gefährten am Kleide zuspand, hastig der Thür zu. Dort aber drängten sich die Außenstehenden hinein und ließen ihre Knittel spielen, und, daß wir es kurz machen, die heilige Justiz mußte froh sein, die Nähe eines Fensters zu einem etwas unregelmäßigen Rückzuge benutzen zu können. Dem Gutsherrn war indessen durch den sich allmählig nach außen ziehenden Tumult die Lage der Dinge bereits klar geworden und er hatte die Schützengilde aufbieten lassen, lauter Angehörige der Betheiligten, die sich freuten, bei dieser schönen Gelegenheit auch einmal darauf loswaschen zu können. Sie waren eben aufmarschirt, als die Sturmglocke erschallte. Einige Schützen rannten nun spornstreichs in den Thurm, wo sie ein altes Weib fanden, das aus Leibeskräften den Strang zog, sofort aber gepackt und, auf Umwegen spedirt, ins Hundeloch geworfen wurde. Indessen stand der Gutsherr am Fenster und überwachte mit seinem Tubus die Wege, welche zu den berühmtesten Dörfern führten, und nicht lange, so sah er es von allen Bergen herunter wimmeln, wie die Beduinenschwärme! Er konnte deutlich die Knittel in ihren Händen unterscheiden, und an ihren Gebarden sehen, wie sie sich einander riefen und zuwinkten. Schnell besonnen warf er einen Blick auf die Windfahne des Schloßthurms, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Luft den Lärm nicht bis zu der Stelle führte, wo die Kommanden etwa in einer Viertelstunde angelangt sein konnten, wurden eilends einige zuverlässige Leute abgefertigt, die in Hemdärmeln, mit Sense und Rechen, wie Arbeiter die aufs Feld ziehen, den verschiedenen Trupps entgegenschlendern und ihnen erzählen mußten, das Geläute im Dorfe habe einem brennenden Schlot gegolten, der aber bereits gelöscht sei. Die List

gelang; Alle trollten sich fluchend heim, während drinnen die Schützengilde auch ihr Bestes mit Faust und Kolben that, und so der ganze Scandal mit einigen ernstlich Verwundeten und einem Duzend ins Loch Gesteckten endigte, zwei Drittel der Gemeinde aber eine Woche lang wie mit Pestbeulen behaftet aussahen, und eine besondere Schwerefälligkeit in ihren Bewegungen zeigten.

Ähnliche Auftritte waren früher so gewöhnlich wie das tägliche Brot; noch heute, trotz des langjährigen Zwanges, ist der gemeine Mann wirklich nicht um ein Haarbreit von seinen Gelüsten und Ansichten abgewichen; er kann wol niedergehalten werden, die Glut wird aber unter der Asche immer fortglimmen. Erhöhter Wohlstand würde Einiges mildern, wären nicht Leichtsinns und die Leidenschaft, welche zuerst eine dürstige Bevölkerung zuwege bringen, deren geringes Eigenthum Schenk-wirthen und Winkeladvocaten zur Beute wird. Dennoch kann man sich des Bedauerns mit einem Volke nicht enthalten, das mit Kraft, Scharfsinn und Ausdauer begabt, und im Besitze eines gesegneten Bodens, in so vielen seiner Glieder den traurigsten Verhältnissen anheimgefallen ist.

---

### 3.

Baderborn. — Geschichtliches. — Die Fürsten und die Verfassung. — Die Fürstenberg. — Die Kaffee-Empörung. — Ein Inquisitionsproceß. — Eine Geschichte von 1803.

---

Mit Baderborn haben wir einen jener alten Bischofsitze erreicht, welche Karl der Große im Sachsenlande als Pflanzschulen des Christenthums errichtete. Es war an den zahlreichen Quellen der Bader, wo Karl im Jahre 777 den ersten großen Reichstag im Lande der Sachsen hielt. Des Kaisers großer Heereszug nach Spanien, bei dem Roland fiel; der Zug über die Alpen im Jahre 800, der dem mächtigen Frankenherrscher die Kaiserkrone und Deutschland die Ideen der römisch-deutschen Weltherrschaft eintrug — zu beiden entstand der Gedanke in Baderborn, wo die Gesandten der Emire von Saragossa und Huesca, hülfeleidend wider den Khalifen Abd-ur-Rahman, und wo später (799) Papsst Leo III., hülfeleidend wider sein unbotmäßiges Römervolk, vor dem Könige erschienen. Schon damals, als Karl die Häupter der Sachsen im Jahre 777 an den Quellen der Bader versammelte, gründete er als ältesten Christensitz in sächsischen Gauen die Kirche zu Baderborn. Zum Schutze sollte ihr die von den Schüding, Westfalen.

Franken an der nahen Lippe 776 angelegte Burg, die Karlsburg, dienen. Diese wurde bald darauf von den Sachsen in einem neuen Aufstande und auch wol die Kirche an der Bader zugleich zerstört; doch finden wir Karl im Jahre 779 wieder hier; aber erst 20 Jahre nachher, 795, errichtete er Baderborn zu einem Bisthume und baute ihm eine große und herrliche Kathedrale: „Rex ad Padresbrunnen aedificavit ecclesiam mirae magnitudinis.“ Der Sprengel war nicht eben groß, er dehnte sich aus über zehn jener Kreise, welche die Franken unter dem Namen Gaue eingeführt hatten, eine Verwaltungsmaßregel, die sehr unpopulär gewesen zu sein scheint, denn wir finden sie schon frühe wieder von den Sachsen beseitigt, und heutzutage ist nichts davon übriggeblieben, als ein angenehmer Zeitvertreib für unsere Alterthumsforscher, die ihren Scharfsinn an der Entdeckung der alten Grenzen üben.

Die junge Stiftung hatte anfangs sehr mäßige Hülsquellen, bis ihre goldene Zeit unter dem Bischofe Meinwerk kam. Dies war ein Mann von hohem Geiste, hervorstechender Pracht- und Kunstliebe und unermüdlischer Thätigkeit. Er war ein Verwandter Kaiser Heinrich's II. und mit reichem Besitze versehen, den er insgesammt seiner Kirche schenkte; nebei bei wußte er für diese seine enge Freundschaft mit den Kaisern Heinrich II. und Konrad II. im weitesten Umfange auf Kosten des Reichs auszubeuten. Von ihm auch rührt der Bau der jetzigen Kathedrale her, die in den Jahren 1010 — 16 entstand, dann die schöne byzantinische Bartholomäuskapelle und die Kirche des Stifts Busdorf, eine Nachbildung der Kirche des Heiligen Grabes, zu der Meinwerk den Plan durch den Abt Winon von Helmarshausen von Jerusalem holen ließ. Den stattlichen Palast, den er sich baute, mußten aber seine Nachfolger als zu großartig wieder zerfallen lassen.



Die allmälige Verwandlung des ehemaligen bloßen Kirchensprengels in ein staatliches Gebiet der geistlichen Gewalt, sowie der Jurisdiction = und Eigenthumsrechte der Bischöfe in landesfürstliche Macht ging indeß erst im 15. und 14. Jahrhundert, in gleichem Schritte mit der Schwächung der Reichsgewalt, vor sich. Erst seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts nannten sich die Bischöfe Fürsten des Reichs. Was das Verhältniß zu diesem, dem Reiche, anging, so hatte der Fürstbischöf Sitz und Stimme auf den Reichstagen, sein Platz war zwischen den Fürsten von Hildesheim und Freisingen. Die beständige Reichssteuer beschränkte sich auf die „Kammerziele“, die Beiträge zu den Kosten des Reichskammergerichts mit jährlich 405 Thalern; dann war nach der letzten Matrikel von 1702 ein Contingent von 819 Mann zur Reichsarmee in Bereitschaft zu halten. Das Hochstift hatte 43 Quadratmeilen Umfang und ungefähr 110,000 Einwohner. Die Residenz der Fürsten war schon seit 1570 nicht die Hauptstadt, sondern das nahe Neuhaus am Zusammenfluß von Bader, Alme und Lippe, das seine bauliche Vollendung vom Fürsten Theodorich von Fürstenberg um 1591 erhielt, während Clemens August von Baiern und Wilhelm Anton von Assenburg es mit Gärten und Parkanlagen umgaben. Ein beinahe regelmäßiges Viereck bildend, überragt von zahlreichen Thürmen, bot es den Anblick eines stattlichen Burgschlosses dar. Es dient jetzt als Kaserne.

Die Hofhaltung der geistlichen Herren war eben nicht übertrieben verschwenderisch. Oberster Hofchargen gab es vier, dazu einige Kammerjunker und Pagen; der Erbämter waren fünf: die von Harthausen waren Erbhofmeister, die von Spiegel zu Beckelsheim Erbmarschälle, die Spiegel-Desenberg Erbmundschenken und die von Westphalen Erbtruchessen und Küchenmeister, endlich die von Schilder, nachher Mengersen Erbthor-

wärter. Vier Geschlechter: von Stapel, von Brenken, von Kreyel und von Saxthausen, hatten eine Ehrenstellung, deren Ursprung und Bedeutung nicht mehr bekannt sind: sie hießen „die vier festen Säulen des Hochstifts Paderborn“. Einige Gardereiter, Haiducken, eine Abtheilung Leibgrenadiere bildeten die „maison militaire“ des Fürsten. Für die nöthige Erweiterung des gnädigsten Herrn nach seinen Regierungslasten wurde dadurch gesorgt, daß man einen aufgeweckten Kapuziner an den Hof zog und Späße mit ihm trieb.

Was die Einkünfte solch eines fürstlichen Bischofs betrifft, so waren dieselben durchaus nicht groß, wenn sie es nicht durch Cumulirung mehrerer Stifter und Präbenden wurden. Anfangs auf die Tafelgüter und Kammerrenten allein angewiesen, bezog der Fürst von Paderborn von jenen um 1450 etwa 1000 Goldgulden; von den letztern um 1671 ungefähr 30,000 Thaler. Später kamen Zuschüsse aus der Landeskasse und Bewilligungen von dons gratuits hinzu; dem letzten säcularisirten Fürsten bewilligte die Krone Preußen eine Pension von 25,000 Thalern.

Das beinahe der fürstlichen Macht gleich einflußreiche Element eines solchen ehemaligen geistlichen Staates war das Collegium der Kanoniker der Kathedralkirche. Zu Paderborn bestand dasselbe aus 24, in Münster aus nicht weniger denn 40 Capitularen, mit Einschluß von zwei Prälaten, dem Propst und dem Dechant, und fünf andern Würdenträgern, dem Kammerer, Cantor, Kellner, Scholaster und Küster. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde ritterbürtiger Adel die unumgängliche Vorbedingung zur Erlangung einer Domspründe, was in Münster schon seit 1392 der Fall war. Der Adel behauptete dieses Recht nicht allein mit Hinweisung darauf, daß seine Vorfahren durch ihre Schenkungen die Stiftspründen zumeist errichtet oder ausgerüstet, sondern man wollte auch

dem früher oft von Rom aus versuchten Einschleiben fremder Elemente zuvorkommen. Zwei unbescholtene Standesgenossen mußten deshalb vor dem Capitel den auf 16 Ahnen zurückgeführten Stammbaum eines Neuaufzunehmenden als echt beschwören. Der Angenommene hatte dann eine Art Prüfung zu bestehen, er mußte sechs Wochen lang den „Kappengang“ durchmachen; er durfte den Bering des Domes, „die Freiheit“, nicht verlassen, mußte des Nachts eine enge dunkle Zelle am Dome bewohnen und durfte bei keiner Chorandacht fehlen; beim geringsten Zuspätkommen dabei war er gezwungen, die ganze Sache von neuem zu beginnen. Die Einkünfte von den Gütern des Domcapitels betrugten etwa 100,000 Thaler; ein bedeutender Theil der ganzen Einnahme floß aber noch aus den zahlreichen Stiftungen von Memorien und andern Benefizien, welche für besondere Gebete und für Messen gestiftet waren. Die daraus herrührenden Gelder wurden an fünf verschiedenen Kirchenfesten im Jahre unter denjenigen Domherren vertheilt, welche an dem bestimmten Tage dem Gottesdienst im Chor beiwohnten. Wer nicht, oder auch nur um eine Minute zu spät kam, wurde ausgeschlossen und sein Theil fiel auf die Uebrigen. Um einer solchen Verdrießlichkeit des Zuspätkommens vorzubeugen, hatten sich die geistlichen Herren eine besondere Uhr am Dome angebracht, welche immer um eine Viertelstunde zu früh die Stunden schlug.

Das Kathedralcapitel war die eigentliche Quelle der Souveränität, wenn davon im alten Reichsverbande geredet werden kann. Ohne dasselbe konnte der Fürst keine Bündnisse schließen, keine Kriegserklärungen machen, keine Gesandtschaften absenden, keine heimgefallenen adeligen Lehne einziehen oder austheilen, keinen neuen Mönchsorden einführen, den Cardinalshut nicht annehmen; das Capitel konnte, so oft es verlangte, von der Regierung Bericht über alle Verhältnisse und Zustände des

Landes einfodern u. s. w. u. s. w. Dazu kam noch, daß alle wichtigsten Aemter und Pfründen mit Mitgliedern des Capitels besetzt werden mußten, wie in Rom mit Monsignores. Bei allen diesen Vorzügen waren die entsprechenden Obliegenheiten gar nicht der Rede werth: — die gute alte Zeit war eben reich an solchen Existenzen, welche nur Rechte und gar keine Pflichten besaßen!

Nach dem Domcapitel kamen als Elemente des Staatslebens die Ritterschaft und zuletzt die Städte; der Bauer hatte das beneidenswerthe Loos, den Gegensatz von jenen Herren vom Capitel zu bilden — er seinerseits hatte nur Pflichten und keine Rechte. Die Landgemeinden waren nicht auf den Landtagen vertreten, die Ritterschaft, hieß es, sollte sie vertreten, und die bildete in der That eine eigenthümliche Schirmvogtei! Die Landtage wurden beinahe bis zum Jahre 1600 noch unter freiem Himmel und ohne alle Schreiberei gehalten; die Ritter erschienen dabei in scharlachrother Uniform mit himmelblauen Aufschlägen und Goldstickereien; die Bürgermeister der Städte in schlichten blauen Tuchmänteln. Jeder Stand stimmte für sich als Curie, eine Einrichtung, welche von vornherein alle Interessen des Bürgerstandes den beiden adeligen Corporationen gegenüber preisgab.

Wir wollen nicht, um den ganzen Verfassungszustand eines solchen geistlichen Fürstenthums zu schildern, noch auf den innern Verwaltungsmechanismus, das fürchterlich im Argen liegende Münzwesen, die Art der Besteuerung, bei welcher naiverweise die Reichen befreit und die Armen belastet waren u. s. w. eingehen. So mangelhaft das Ganze jetzt erscheinen mag, die Verhältnisse waren doch immer noch besser als in sehr vielen der kleinen weltlichen Staaten rings umher. Ein gewählter Fürst wird überhaupt seine Aufgabe in den meisten Fällen ernst nehmen. Bei sehr vielen dieser geist-

lichen Fürsten finden wir einen großen Eifer für die materielle und sittliche Hebung ihrer Länder und manche ganz ausgezeichnete Regenten unter ihnen, die sich die Schwingen ihres edeln Willens auch da nicht brechen ließen, wo sie, wie nur zu oft, bei jedem Schritte auf Hemmnisse stießen, welche Privilegien und Vorurtheile, niedriges Interesse und Eigensinn ihnen in den Weg warfen. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die intelligenten und verdienstvollen Regenten solch eines Kirchenstaats zumeist zu der Zahl Derer gehörten, welche aus den Adelsgeschlechtern des Landes gewählt waren, nicht zu Denen, welche man von auswärts aus großen regierenden Häusern erkor. Was Baderborn angeht, so leuchten hier vor allem die Bischöfe aus der Familie Fürstenberg hervor. Sie hatten alle einen gemeinsamen Grundzug des Charakters, sie waren nämlich sammt und sonders vom Eifer für Lehre und Unterricht beseelt, ja geborene Schullehrer, und bildeten eines jener merkwürdigen Beispiele, wie gewisse Charakter- und Raceeigenschaften Jahrhunderte hindurch sich vererben und dem Blute treu bleiben können.

Theodor von Fürstenberg, Fürstbischöf von Baderborn (erwählt 5. Juni 1585), war der Wiederhersteller der bürgerlichen Ordnung in seinem durch die Folgen der Reformation zerrütteten Lande; er war aber vor allem rastlos thätig für Stiftungen und Einrichtungen, die sich auf die Erziehung und den Unterricht bezogen. Zum Behuf des geordneten Primärunterrichts betrieb er in umfassendem Maße die Heranbildung von Elementarlehrern; daneben entstanden unter seiner Regierung zahlreiche Gymnasien, Collegien, Noviziate, und diese gesammte Thätigkeit krönte endlich die Errichtung einer „Theodoricianischen Universität“ in seiner Hauptstadt im Jahre 1614; ein Privatleben voll Aufopferung und Sparsamkeit mußte beitragen, einen Theil der Mittel zu dem Allen zu gewinnen.

Ferdinand von Fürstenberg, ebenfalls Fürstbischöf von Paderborn (erwählt 20. April 1661), zeigte den ganzen Hang und Trieb für Lehre und Schulwesen, den sein Großoheim an den Tag gelegt hatte; er selbst machte bei Schulfeierlichkeiten, bei denen er selten fehlte, den Examinator, die Schullehrer waren während seiner Regierung der bevorzugte Stand im Lande, überall erhoben sich neue Schulhäuser, der Fürst ließ sich die Schulpläne vorlegen, hielt die Pfarrer zu fleißigem Katechisiren und das Volk zum regelmäßigen Besuch dieser Lehrstunden an, und, um das Beispiel zu geben, erschien er pünktlich und regelmäßig selbst dabei, so oft er Reisen über Land machte und Visitationen abhielt. Die Folge seines Eifers für Unterricht und Wissenschaft war, daß ihm aus allen Gegenden Europas unzählige Werke von den Autoren gewidmet wurden, und daß eine Unzahl Schriftsteller unter seiner Regierung im Fürstenthum Paderborn auftauchte. Diese Regierung wird jedoch auch wegen seiner anderweitigen administrativen Thätigkeit als die goldene Zeit des Landes betrachtet. Ferdinand von Fürstenberg ist der Verfasser der berühmten „*Monumenta Paderbornensia*“, deren Werth für die Geschichte Westfalens und Niedersachsens bei den Historikern in so unbedingter Achtung steht.

Franz Egon von Fürstenberg, Fürstbischöf von Hildesheim, und sodann ebenfalls von Paderborn, war kaum zur Regierung dieser Gebiete gelangt (seit 1786), als er sofort dieselbe Richtung der Thätigkeit einschlug, durch welche seine Vorfahren sich verdient gemacht hatten. Es war der öffentliche Unterricht, dem sich vor allen Dingen die fürstliche Aufmerksamkeit zuwandte; die Normalschule, die Theodoricianische Universität, die Prüfungen der Schullehrer, die Gymnasial-examina fesselten das wärmste Interesse des Landesherrn; er sorgte für Gehaltszulagen der Lehrer, für Bereicherung der

Bibliotheken, er kam in die Hörsäle und folgte dem Unterricht u. s. w. — (Am berühmtesten, in weitesten Kreisen durch dieselbe Thätigkeit für Schule, Lehre und Wissenschaft verehrt, größer, als die drei vorher Genannten, ist deren Nachkomme Franz von Fürstenberg geworden, der Freund Jacobi's, Hamann's und der Fürstin Galyzin, dessen Verdienste um das von ihm als Minister verwaltete Land Goethe mehrfach erwähnt. Franz von Fürstenberg war der Stifter der Maximilian-Friedrich-Universität zu Münster, Stifter einer Normal Schule, einer Militärerziehungsanstalt, auf welcher unter Andern Kleber seine Ausbildung erhielt, Reformator des Volksunterrichts, Verfasser von Schulordnungen und Schriften über Erziehung und Unterricht, welche ihrer Zeit in ganz Deutschland als mustergültig betrachtet wurden. Der Minister Fürstenberg hat sich in dem von ihm verwalteten Lande freilich auch nach andern Richtungen hin als einen der genialsten Regenten gezeigt, doch war die Schule und die Wissenschaft der Punkt, zu dem seine Gedanken immer zurückkehrten, der seine süßeste Erholung, den Ausgangspunkt all seines Dichtens und Trachtens bildete.) \*)

Einer der letzten Fürstbischöfe von Baderborn war Wilhelm Anton von Assenburg, ein redlicher, verständiger Mann, schlicht und derb, aber ein Charakter eigenthümlicher Art, der seine Regentenaufgabe denn doch etwas zu geistlich-seelsorgerlich und beichtstuhlmäßig aufgefaßt zu haben scheint. Er war zudem von der *auri sacra fames* nicht frei und seine Erholungsstunden soll er mit dem Zählen und Ordnen seiner Goldrollen zugebracht haben, wie die böse Welt ihm nach-

---

\*) Vergl. des Verfassers „Genealogische Briefe“ (Frankfurt a. M. 1855).

sagte. So war denn auch der ganze Geist seiner Legislation darauf gerichtet, die Unterthanen zum Sparen zu bringen; zu dem Ende sollte das innerste Privatleben reformirt werden. Einst gerieth er auf die unglückselige Idee, seinen Landeskindern ihr Palladium, den Kaffeetopf anzutasten, das Kaffeetrinken absolut zu verbieten: ein Zeichen allerdings, daß er den Genius seines Volkes arg mißkannte! Es war am 25. Febr. 1777, als das Geflüher-Mandat erging, das dem Bürger- und Bauernstande den Kaffee untersagte und ihn bloß dem Adel reservirte. Ungeheure Sensation — dumpfe Gährung — Pasquille — stille Ironie und endlich ruhiger Fortgenuß des verbotenen Trankes waren die aufeinanderfolgenden einzigen Wirkungen des Edicts. Die Beamten, welche das Verbot durchführen sollten, waren ja gerade ebenso dabei betroffen wie die Unterthanen selbst. Hieran scheiterte denn auch des Fürsten landesväterliche Absicht!

Vier Jahre waren verflossen — man hielt den Kaffee durch Verjährung für vollständig wieder in seine bürgerlichen Ehrenrechte eingesetzt —, da wurde eine erneuerte verschärftere Verordnung wider ihn erlassen. Zugleich schritt die Polizei jetzt mit Nachdruck wider den verpönten Trank ein. Nun war die Geduld erschöpft und Krawall folgte auf Krawall; einem Beamten, den man für einen Kaffeewidersacher hielt, setzte man den Keller unter Wasser, um ihm das Weintrinken zu verleiden, und in zahlreichen Caricaturen und Schriften wurde das verletzte Bürgergefühl zur Empörung aufgerufen.

Die völlige Revolte brach denn auch aus, aber sie war harmloser Art. Man richtete auf dem offenen Markte ein großes Kaffee-Banket an. Wer nur Lust hatte, durfte als Gast sich einstellen. Jedem wurden die Schalen gefüllt und ganze Scharen strömten herbei. Auf einer Tribüne spielte dazu ein Orchester revolutionäre Kaffeeweisen. Die Straßenjugend



erhielt Trommeln und Pfeifen, das Gebrüll der Menge kam hinzu und so durchtobte denn bis tief in die Nacht hinein ein ganz unbeschreiblicher Scandal die Stadt. Der Fürst ließ Truppen einrücken. Man bewillkommnete sie höhnisch mit dem Spiel frommer geistlicher Lieder. Zu einem Zusammenstoß kam es jedoch nicht. Die Truppen sympathisirten wahrscheinlich selbst mit dem Durst des Volkes nach Gerechtigkeit und Kaffee; das Edict aber war vom Fluch der Lächerlichkeit betroffen und es blieb von diesem Tage an auf sich beruhen.

Der letzte in der Reihe der geistlichen Fürsten, welche die tausendjährige Stiftung Karl's des Großen regierten, war Franz Egon von Fürstenberg, ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, durch seine Wohlthätigkeit hochverehrter Mann. Mit tiefer Wehmuth sah man ihn deshalb scheiden, als der Hauptdeputationsrecess von 1802 das Land der Krone Preußen einverleibte. Die neue Regierung verstand es anfangs wenig, die widerstrebenden Gefühle, womit man sie aufnahm, rasch zu versöhnen. Ein Beispiel, wie seltsam man mitunter auftrat, mag hier eine Stelle finden, weil es seiner Zeit ein gar großes Aufsehen machte. Es ist der Inquisitionsproceß des Domyicars Becker. Dieser Mann, durch äußere Verhältnisse dem geistlichen Stande eingeführt, von liebenswürdigem und gewinnendem Wesen und einer mehr in die Breite als die Tiefe gehenden Bildung, als jovialer Gesellschafter reich an guten Freunden, wurde durch die Französische Revolution mit antiklerikalen und antichristlichen Ideen inficirt und hatte die Unbesonnenheit, diese vor seiner Umgebung offen auszusprechen. Obwol nun Axiomata, wie: die katholische Religion müsse erst aus der Welt, eher tauge es nicht; es könne dann erst in der Welt gut werden, wenn die dermalige französische Revolution allgemein würde; Rom sei der Sitz des Aberglaubens, ein Sitz Lucifer's und des Satan's; Bonaparte sei der

Messias, welcher es erlösen und die Religion reinigen würde — obwol solche Redereien zu den unpolitischen Behauptungen Becker's gehörten; obwol dieser es sich angelegen sein ließ, durch Vertheilung von Schriften seines Sinnes bei Gymnasialschülern und Zöglingen des Priesterseminars Propaganda zu machen: so sehen wir doch seine vorgesezte geistliche Oberbehörde mit einer bewundernswürdig milden Langmuth wider ihn verfahren. Im Jahre 1794 ließ der Fürstbischof Franz Egon ihn verwarren; als dann neue Beschwerden einliefen, erfolgte nach zwei Jahren, 1796, eine wiederholte Zurechtweisung; dann zögerte man wieder zwei Jahre, in welchen Becker's Exaltation ihn über alle Schranken und Bedenken fortführte, bis ein fürstliches Rescript vom 3. Juni 1798 die Untersuchung verhängte. Becker's in Beschlag genommenen Schriften und die Zeugenverhöre compromittirten ihn so, daß man ihn verhaftete, und ihm ein anständig meublirtes Zimmer im Franciscanerkloster zur Wohnung anwies; im Klostergarten durfte er unter Aufsicht spazierengehen.

Gewiß, dieß Verfahren einer Staatsgewalt wider einen Unterthan, der feck alle Grundlagen ihrer Existenz angreift und mit den gefährlichsten Waffen wider sie wühlt, ist von einer beispiellosen Milde, und erscheint umsomehr so, wenn man bedenkt, daß der Schuldige noch speciell Diener jener Staatsgewalt, daß er Geistlicher war, und, um seine Pfründe zu behalten, fortgefahren hatte, die gottesdienstlichen Handlungen vorzunehmen, welche er selbst als verwerflich und aberwitzig bezeichnete.

Während nun die zur Untersuchung niedergesezte Commission mitten in ihrer Thätigkeit war, hatten Freunde des Becker, eine Anzahl junger Leute von gleicher Sinnesart, den Plan entworfen, ihn aus seiner Haft zu befreien. Sie veranstalteten in dem Franciscanerkloster ein Gastmahl und sorg-

ten dabei, daß die guten Brüder sammt und sonders so voll süßen Weines wurden, daß man von ihrer nächtlichen Wachsamkeit nichts weiter zu befahren hatte. Als die Mönche dann in ihren Zellen auf dem harten Pfühl des heiligen Franciscus schnarchten, um die Mitternachtstunde, wurde eine hohe Leiter an das Fenster Becker's gestellt und dieser aus seinem Bette geholt. Die Flucht gelang ohne alle Störung und Becker befand sich bald in Sicherheit jenseit der Grenzen. Es wurde nun in contumaciam wider ihn verfahren und als Strafe für ihn die excommunicatio major oder Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft, Verlust der geistlichen Würde und kirchlichen Pfründen ausgesprochen. Ein Bescheid des Reichskammergerichts vom 26. Jan. 1801 erkannte die volle Geseßlichkeit dieses Urtheils an. In der That hatte die ganze Procedur nichts, was gegen die Reichs-, die Kirchen- oder die Landesgesetze verstoßen hätte. Als dann das Fürstenthum Baderborn 1802 preußisch geworden war, erkannte auf erneuerte Schritte des Becker auch die Organisationscommission an, daß die ganze Angelegenheit einen rein kirchendisziplinari-schen Charakter habe. Eine ganz andere Wendung erhielt aber die Sache im Jahre 1805. Eine Cabinetsordre, welche Becker erwirkt hatte, befohl der Regierung zu Baderborn die Fortsetzung der Untersuchung, und diese Regierung erkannte nach den alten Acten, ohne irgend neue Erörterungen, für Recht: daß das unterm 8. Juni 1798 wider den Becker eingeleitete Verfahren, sowie die durch Contumacialerkenntniß vom 1. Juni 1799 über ihn verhängte Excommunication als null und nichtig aufzuheben seien, daß Becker demzufolge in den Besiß seiner geistlichen Pfründen und ungestörten Genuß aller daraus fließenden Rechte wieder einzusetzen, auch der Fiscus ecclesiasticus in alle dem Becker seit dem 8. Juni 1798 verursachte gerichtliche und außergerichtliche Kosten, ge-

habten Schaden und nicht minder die Kosten dieses Urtheils, zu verurtheilen!

Welchen Eindruck eine solche unbegreifliche Sentenz der Herren von der neuen Regierung machen mußte, braucht nicht geschildert zu werden. Die öffentliche Meinung erhielt denn auch bald den großen Triumph zu sehen, wie sehr diese Herren in Verlegenheit geriethen, als Becker nun auch auf Ausführung des erwirkten Urtheils drang. Sie war unmöglich. Die Pfründen waren anderweitig gesetzlich vergeben. Ein Fiscus ecclesiasticus, der zahlen sollte, existirte nicht mehr. Als man dem pensionirten Fürstbischöf mit der Zustimmung kam, statt des Fiscus zu gelten, wurde dies mit Entrüstung und schlagenden Gründen zurückgewiesen. Natürlich hätte der preußische Fiscus als Erbe und Rechtsnachfolger des Fiscus in dem neugewonnenen Landestheil die Verpflichtung gehabt, zu zahlen. So weit aber, bis zum Zahlen, ihr eigenes Urtheil zu vertreten, hatte, scheint es, die Regierung nicht Lust. Die Sache blieb deshalb auf sich beruhen, Becker erhielt weder seine Pfründe wieder, noch eine Entschädigung, und starb in Dürftigkeit 1814 in Hörter.

Da uns diese Geschichte in jene Zeit versetzt hat, wo die merkwürdigsten Gegensätze und Contraste, die widersprechendsten Naturen, trotz Verschiedenheit von Religion und Sitte, Charakter und Anschauungen in dem krummstabglücklichen Westfalen nicht allein sich einträglich zusammen dulden, nein der heimische Theil sich unter dem fremden beugen sollte, mag hier noch eine andere erwähnt werden, die damals im benachbarten Münster bedeutend die Gemüther bewegte. Ein junger preußischer Offizier hatte sich um die Aufnahme in eine geschlossene Gesellschaft des münsterischen Adels gemeldet; das Ballotement ergab die nöthige Anzahl weißer Kugeln, von 40 nämlich 27, gerade soviel wie erforderlich, und der Offizier

wurde für aufgenommen erklärt; gleich darauf aber entdeckte man die auffallende Thatsache, daß sich in der Urne zwei Kugeln mehr befanden, als überhaupt stimmende Mitglieder im Saale anwesend. Es war danach offenbar die Abstimmung null und nichtig und es blieb nichts übrig, als bei der nächsten Versammlung ein neues Ballotement vorzunehmen. Unter Denen, die sich für diese Ansicht erklärten, waren zwei junge Domherren aus den ersten Häusern, von K. und von B. An diesen suchten sich nun zwei Lieutenants, der Aufzunehmende, ein Herr von Tr., und ein Herr von Blücher, der Sohn des Generals, welcher damals in Münster commandirte, zu reiben; Blücher drohte dem Domherrn von K. mit Nasenstüßern und warf gegen ihn und gegen B. mit einem sehr indecenten und schmutzigen Ausdruck um sich. Die Antworten darauf blieben in den Grenzen würdigen Anstandes. Am andern Tage lief ein brutales Schreiben des jungen Blücher bei dem einen, ein Billet des Tr. bei dem andern Domherrn ein, worin Beide vor die Klingen der jungen Helden gefodert wurden. Lieutenant von Blücher bewog sodann noch einen Kameraden, den durchaus schuldlosen Domherrn von M. schriftlich herauszufodern.

Die drei Stiftsherren, denen natürlich ein Duell streng durch ihre geistliche Würde verboten war, die aber bedroht waren, wenn sie die Herausforderungen nicht annähmen, wendeten sich nun an den Gouverneur der Stadt und baten um Schutz und Genugthuung. Der Generallieutenant Blücher antwortete darauf an Herrn von Korff in folgender Weise:

„Da Ew. rc. es für gut gefunden haben, eine zwischen Edelleuten beruhende Privatangelegenheit mir als Gouverneur hiesiger Stadt flagbar vorzubringen, so benachrichtige ich Sie hiermit, daß ich Ihren Antrag wegen Sicherstellung Ihrer Person solche Verfügung getroffen habe, daß Ihnen nichts

Leides geschehen soll, und daß ich, um diesen Zweck vollständig zu erreichen, dem Corps der Herren Offiziers aufgegeben habe, den Umgang mit Em. 2c. zu meiden. Ich bemerke aber hier, daß wenn dieselben durch Ihren Stand als Domherren vollständiger persönlicher Erklärungen überhoben zu sein glauben, es auch umsomehr zur Pflicht für Sie wird, sich diesem Stande angemessen zu betragen und auch nicht den geringsten Anlaß zu Mishelligkeiten, von welcher Art sie auch sein mögen, zu geben. Mit vollkommenster Hochachtung 2c. Blücher.“

Durch den epistolarischen Stil des Generals verletzt, wandten sich die drei Domherren nun um Genugthuung an den König; dieser ernannte eine, aus einem General, einem Regierungspräsidenten, einem Geheimrath und einem Auditeur zusammengesetzte Commission zur Untersuchung. Die Commission begann damit, Zeugen zu vernehmen; die Zeugen jedoch, welche für die jungen Herren vom Militär unbehagliche Depositionen machten, wurden mit impertinenten Briefen derselben beglückt, unter Andern auch der würdige Weihbischof, der spätere Bischof Kaspar Maximilian von Droste. Im Laufe der Untersuchung kam auch die Thatfache zur Sprache, daß die drei Domherren Einladungen zu einem Balle beim General Blücher erhalten, und daß sie, als sie gekommen, zurückgewiesen wären! Zugleich zeigten der General sowol als auch der Minister, damaliger Oberkammerpräsident von Stein, ihren Austritt aus dem Club des Adels an, der Letztere, wie er in seinem französischen Billet sich ausdrückt: „Pour rechercher avec d'autant plus d'empressement la société de ceux des habitans de cette ville qui par leur éducation, leur amabilité et une conduite mesurée savent la rendre agréable, paisible et sûre!“ Nachdem die Untersuchung geschlossen war, verurtheilte ein aus der berliner Garnison commandirtes Kriegsgericht den Lieutenant von Blücher

zu vierwöchentlichem Arrest auf der Hauptwache, die Criminaldeputation des berliner Kammergerichts aber den Domherrn von K. zu achttägiger Gefängnißstrafe und in ein Drittheil der Kosten! Das Urtheil des Kammergerichts deducirte nämlich aus einer Aeußerung des Verurtheilten gegen den Blücher: „er wünsche Dem, der im Club Nasenstüber austheile, welche zurück“, eine „schwere Injurie“ und es bedurfte einer weitläufigen weitem Bertheidigung, bis der Oberappellationsfenat des Kammergerichts im Jahre 1804 diese Logik umstieß und den Domherrn von der Gefängnißstrafe freisprach. Daß man aber noch lange nachher die erlittene Behandlung und die Briefe der Herren Blücher und Stein schmerzlich empfand, war nur natürlich!

Die Geschichte von Paderborn, um dahin zurückzukehren, hat wenig, was als abweichend von den allgemeinen Zügen solch eines deutschen Gemeinwesens im Mittelalter hervorgehoben zu werden verdiente. Die Reformation konnte wol lange und dem Wohlstand Wunden schlagende Wirren hervorbringen, aber sich zu behaupten vermochte sie nicht. Eine demokratische Erhebung wider den Magistrat, während welcher ein Bürger Liborius Richards sich zum Herrn der Stadt machte, bildet eine stürmische Episode; durch eine kurze Belagerung in die Gewalt des Fürsten zurückgebracht, mußte die Stadt die alten Verhältnisse wiederhergestellt sehen und Richards wurde 1604 hingerichtet. Wie der tolle Christian von Halberstadt im Januar 1622 das Hochstift verwüstete, wie er die silbernen Apostel des Doms geraubt und, um sie den Spruch zu lehren: „Gehet hinaus in alle Welt“, Thaler daraus schlagen lassen mit den Worten „Tout avec Dieu“ auf der einen und „Gottes Freund, der Pfaffen Feind“ auf der andern Seite, ist wol so ziemlich bekannt. Das Innere der Stadt ist nicht schön. An Denkmalen mittelalterlicher Baukunst ist

ſie zwar nicht arm, doch nehmen dieſelben keine hervorragende Bedeutung in Anſpruch. Der Dom gehört in ſeiner jetzigen Geſtalt größtentheils der Mitte des 12. Jahrhunderts, alſo der romanischen Epoche an; ſowenig verſprechend das Außere iſt, zeigt doch das Innere imponante Verhältniſſe, denn hier hat das 13. Jahrhundert in gothiſchem Stile aus- und weiterbauend nachgeholfen. Das Portal am ſüdlichen Flügel des weſtlichen Kreuzſchiffs iſt ein ſchönes Denkmal der Uebergangszeit. Neben dem Dome iſt die kleine Bartholomäuskapelle ſehenswerth, welche Biſchof Meinwerk durch griechiſche Werkleute um 1020 aufführen ließ. Der Einwohner der Stadt mögen 9—10,000 ſein. Paderborn iſt Sitz eines Biſchofs, eines Appellationsgerichts und einer Abtheilung des Vereins für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens, der ſich große Verdienſte um die vaterländiſche Hiſtorie erwirbt und deſſen Zeiſchrift voll anerkenntenswerther Arbeiten über dieſen Gegenſtand iſt. Wir nennen hier und mit Beziehung auf Paderborn inſbeſondere die Beiträge des Herrn G. J. Rosenkranz über die Vorzeit des Hochſtifts. Unter den Männern von Auszeichnung, deren Namen ſich ſonſt noch an die Stadt knüpfen, iſt vor Allen Friedrich von Spee zu nennen, der drei Jahre lang Mitglied des hieſigen Jeſuitencollegs war; ebenſo lebten die Hiſtoriker Nikolaus Schaten und Gobelina Perſona hier; von Künſtlern werden Anton Iſenhout der Kupferſtecher, Fabricius der Maler, Grüninger der Bildhauer genannt, von welchem Leßtern der Domschatz einen ſchönen Schrein, worin die Reliquien des Patrons, des heiligen Liborius, aufbewahrt werden, beſitzt. Ein anderes Kunſtſtückmal des Doms, das Grabmal des Biſchofs Rotho, iſt von einem unbekanntem Meiſter aus dem Jahre 1399.



#### 4.

General Spork. — Soest. — Die Soester Schrae. — Die Fehde. —  
Aldegrever. — Gebäude. — Hamm. — Graffschaft Mark.

---

Wenn man Baderborn verläßt, erreicht man bald die kleine Alme, die links von den sauerländischen Bergen herkommt und oft zu einem bösen und reißenden Gewässer anschwillt; in ihrem Thale liegt die merkwürdige Stiftsveste, die Wevelsburg, ein ehemals mächtiges und im Dreieck gebautes Schloß, jetzt dem Ruin preisgegeben; weiter hinaus liegt Büren, mit der schönen Kirche des ehemaligen Jesuitencollegiums, welches jetzt das Schullehrerseminar der Provinz beherbergt. Zur Rechten jenseit der Lippe bleibt uns das kleine delbrücker Land liegen, ein Theil des ehemaligen Hochstifts, bewohnt von einem derben kernigen Menschenschlag, der sich eifersüchtig eine eigenthümliche freie Verwaltung und Rechtsverfassung zu erhalten wußte, solange das Hochstift bestand. Unweit des Hauptorts Delbrück liegt dort der Sporkhof, das Bauerngut, von dem die berühmte kriegerische Illustration des Landes, der Reichsgraf und Feldmarschall Spork stammt. Es ist ein kleines

Bauerngut mit einem unansehnlichen, von Eichenwipfeln beschatteten Hause aus Fachwerk, wo der große Reitergeneral, der ein so eingefleischter Cavalerist war, daß er einst dem Kaiser rieth, die unnütze Infanterie ganz abzuschaffen, um 1600 geboren wurde. Sporck hütete auf diesem Hofe das Vieh, als bairische Werber ihn veranlaßten, in seinem neunzehnten Jahre dem Kalbsfell zu folgen. Er wurde als gemeiner Soldat in ein bairisch-liquistisches Dragonerregiment aufgenommen und nahm als solcher Theil an der Schlacht am Weißen Berge. Die Zeit von 1620—33 kostete es ihn, sich zum Offizier aufzuschwingen; erst in letztem Jahre wird seiner als Rittmeister unter den Truppen Johann von Werth's Erwähnung gethan. Für einen Anführer wie Johann von Werth war Sporck ein unschätzbare Gehülfe, wir finden denn auch Beide von nun an freundlichst gesellt, und nachdem Sporck sich sein eigenes Regiment errungen, wetteifernd in verwegenen und tollkühnen Reiterstücklein; beinahe wie einen irrenden Ritter, der Abenteuer sucht, sehen wir im Dreißigjährigen Kriege Sporck die deutschen Lande durchziehen und jedes hat irgendeine gewaltige That von ihm zu erzählen, welche zu den heroischsten jener kriegerischen Zeit der Glaubenskämpfe gehört, in der der letzte Ueberrest des Ritterthums aufblühte. Mit Johann von Werth gemeinschaftlich unternahm Sporck auch 1647, seinem bisherigen Kriegsherrn, dem bairischen Kurfürsten Maximilian, das Heer fort = und den Fahnen des Kaisers zuzuführen. Der kühne Plan mißlang bekanntlich, die Regimenter wendeten an der österreichischen Grenze um, ja Sporck hatte den Schmerz, seine treue Gattin Margaretha, aus der hessischen Familie von Linsingen, die ihn oft auf seinen Kriegszügen begleitete, in der Gefangenschaft seines eigenen Regiments zurücklassen zu müssen. Werth und Sporck selbst kamen nur mit genauer Noth über die Grenze, und in unaufhaltsamen

Ritt im kaiserlichen Feldlager bei Wodnian an. Hier wurden sie freilich mit offenen Armen empfangen, und während Baiern auf Werth's Kopf 10,000, auf den Spork's 1000 Thaler setzte, wurde Werth von Ferdinand III. sogleich zum General, Spork zum Generallieutenant über der römisch kaiserlichen Majestät „Cavagleria“ ernannt. In dem österreichischen Feldlager eröffnete sich nun für Spork eigentlich erst die Bahn der Ehren. Diese war auch für ihn nicht wie für Johann von Werth zu Ende, als der Dreißigjährige Krieg zu Ende war; im Gegentheil, obwol der alte Degen am ganzen Verlaufe des Kriegs theilgenommen hat, so fällt doch eigentlich der wichtigste Abschnitt seiner militärischen Wirksamkeit in die Zeit nach dem Westfälischen Frieden. Im schwedisch-polnischen und schwedisch-dänischen Kriege von 1657—60 führte Spork als General-Feldmarschalllieutenant den Vortrab des österreichischen Heeres; ebenso finden wir ihn im Feldzuge in Siebenbürgen 1661 an der Spitze der österreichischen Cavalerie; der Glanzpunkt des Spork'schen Heldenthums ist dann der 1. Aug. 1664, an welchem Tage die große Schlacht bei St.-Gothard wider den Türken geschlagen wird, der unter Ahmed Köprili, dem Großvezier, mit 250,000 Mann in Ungarn stand. Am Ufer der Raab trafen die Heere aufeinander, die Kaiserlichen mit ihren Hülfsvölkern, Reichstruppen und Franzosen, nur 37,000 Mann stark. Hier, als die türkische Uebermacht von allen Seiten auf die Streitkräfte der Deutschen eindrang, soll Spork im Angesicht seiner Regimenter aus dem Sattel gesprungen und entblößten Hauptes auf den Boden niedergekniet sein, um laut jenes charakteristische Gebet auszusprechen: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du heute uns, deinen Christgläubigen Kindern nicht helfen, so hilf nur wenigstens den Türkenhunden nicht, und wir wollen schon mit ihnen fertig werden.“

Spork und sein Mitfeldherr Montecuculi wurden dann auch mit ihnen fertig; nach einem dreistündigen entsetzlichen Gemetzel und Blutvergießen war der größte Sieg errungen, den seit drei Jahrhunderten christliche Streiter über den Halbmond gewannen. Schon 10 Tage nachher unterzeichnete der Großvezier den Frieden. An Spork's Tapferkeit war der Glaube von der Unüberwindbarkeit türkischer Reiterei zugrunde gegangen. Als Spork nach der Schlacht den Kaiser sah, fand er Leopold den Rosenkranz betend. „Spork“, sagte der Kaiser, das Crucifix am Ende des Kranzes erhebend, „wenn der es nicht gethan hätte!“ — „Ja, den Duivel, Majestät, de hat et doen!“ fiel Spork ein und schlug dabei auf sein Schwert daß es klirrte. Das erkannte denn freilich Kaiser Leopold auch an und erhob den ehemaligen Kuhhirten aus Westfalen in den Grafenstand des Heiligen Römischen Reichs und schenkte ihm eine reiche Dotation an Gütern in Böhmen. Ein abgefäbelter Türkenkopf bildete das Herzschild seines Wappens. Spork war „Schreibens unfundig“, doch lernte er jetzt die Buchstaben seines Namens aufs Papier bringen und unterzeichnete von nun an: Spork Graf, wie Karl Eugen von Württemberg: Karl Herzog. Als man ihn aufmerksam darauf machte, daß man Graf Spork schreiben müsse, antwortete er: „Ei wat, ick was eher Spork aes Graf.“ Er hatte sich nämlich nie darein gefunden, anders zu sprechen als in westfälischem Plattdeutsch. Im Jahre 1670 wurde Spork Feldmarschall und dämpfte als solcher den Aufstand in Ungarn unter Nádasdy und Rákoczy, wobei er sich durch seine grausame Behandlung der Protestanten berüchtigt machte und seinem alten aus dem Dreißigjährigen Kriege stammenden Haß gegen das Lutherthum maßlos die Zügel schießen ließ.

Spork war bereits über 70 Jahre alt, aber der rastlose eiserne Mann verschmähte es, auf seinen Lorbern zu ruhen.

Noch bis zum Jahre 1676 befehligte er in Ungarn, wo er wieder eine That wilder Grausamkeit an dem Befehlshaber und der Besatzung des Schlosses Arga übte, die vom Kaiser abgefallen war (den Commandanten ließ er auf gut Türkisch spießen), dann am Niederrhein wider Lurenne, endlich in Westfalen, in den Niederlanden und am Oberrhein. Während der Anwesenheit in Westfalen 1674 war es, daß Sporck dem Fürstbischof von Baderborn einen Besuch abstattete und von dessen Schloß Neuhaus aus mit glänzendem Gefolge zum Sporckhof ritt, um die Stätte seiner Jugend wiederzusehen; ein Bruder mit seiner Frau und zwei Töchtern bewillkommneten ihn auf der Schwelle der väterlichen Hütte. Den Fürsten bewog der Feldmarschall, die Bewohner der Stätte der Leibeigenschaft zu entlassen und von aller Schätzung und Abgabe zu befreien.

Sporck mußte endlich den Feldherrnstab niederlegen. Zu diesem Zurücktritt hatte Montecuculi ihn auf schonende Weise vermocht, weil die Spuren abgelebten Greisenthums zu besorglich hervortraten. Der alte Degen weinte wie ein Kind, als er vom Heere Abschied nahm. „Als er den letzten Scheidegruß winkte, setzte die ganze Cavalerie sich in Bewegung und wollte aus freiem Antriebe ihrem alten Führer nachziehen, an welchem sie mit unbeschreiblicher Ergebenheit hing.“ „Les reîtres“, sagt Chavagnac, ein zeitgenössischer General in seinen Memoiren, „avoient plus de créance en lui, qu'ils n'en auroient eu pour nôtre seigneur, s'il avoit été sur terre.“

In seiner letzten Lebenszeit war Sporck völlig kindisch geworden. Er starb 1679 auf seinem Schloß Herman-Mestiz in Böhmen. In seinen Sarg legte man zu ihm die Leiche eines Zwerges, welcher des Generals treuer Begleiter, Diener und Hofnarr gewesen und ihm einmal das Leben gerettet

hatte, indem er einen von den Ungarn entworfenen Mordanschlag entdeckte. \*)

Während dieser Erinnerungen an den alten kaiserlichen Reitergeneral sind wir an Salzkotten mit seiner Saline und dem alten kaiserlichen Frauenstift Geseke vorübergekommen, dann zum handelsbetriebsamen und aufblühenden Lippstadt. Die Lippe, an deren Ufer die Stadt gebaut ist, wird hier zuerst schiffbar, was dem Orte, der früher zur Hanse gehörte und später halb fürstlich lippesches, halb preussisches Besizthum war und noch ist, seine Bedeutung gibt. In der Nähe von Lippstadt lag die alte römische Bese Aliso, über deren eigentliche Lage soviel gestritten worden, die man jedoch immer noch wol bei Eifen suchen muß, wo man vor Jahren auch beim Neubau der Kirche auf massenhaftes altes Mauerwerk gestossen ist. An Benninghausen, wo jetzt das alte adelige Cistercienser=Nonnenkloster in eine Provinzialarbeitsanstalt verwandelt ist, vorüber, erreichen wir dann die alte Stadt der Engern, Soest (spr. Sohst).

Soest, jetzt ein Ort von etwa 10,000 Einwohnern, war im Mittelalter eine blühende, bedeutende Stadt, was sie zu meist ihrer Lage verdankt. Sie liegt auf der breiten Bank fruchtbaren Kleibodens, welche ungefähr von Lippstadt an sich in westlicher Richtung durch Westfalen zieht und der Hellweg genannt wird; und zwar liegt Soest da, wo diese Fruchtbarkeit am größten ist, in der sogenannten, etwa vier Quadratmeilen großen Soester Börde, einst der freien Stadt Gebiet;

\*) Vergl. „Johann Graf von Spork. Von G. J. Rosenfranz“, in der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde“, Bd. 7 (Münster 1844), auch besonders (Paderborn 1845), und die Monographie über Spork im „Illustrierten Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd“, Jahrg. 1853, von Franz Köher, sowie Dessen erzählende Dichtung: „General Spork“ (Göttingen 1854).

sodann liegt sie in der Mitte zwischen Ruhr und Lippe, und zwar den zwei Punkten der Flüsse, wo diese seit altersher mit kleinen Booten befahren werden konnten — Lippstadt und Reheim, gleich nahe. Soest hat deshalb auch noch heute den größten Getreidemarkt der Gegend. Im Uebrigen aber ist die Zeit zerstörend und verödend über die Stadt mit ihren ehemaligen zehn hohen Thoren, ihren dreißig Thürmen, ihren starken Bastionen dahingefahren. Die Häuser sind unansehnlich jetzt, weite Gehöfte und Gärten füllen den Raum, der einst bewohnt und belebt war; nur der Markt und der daranstoßende Domplatz sind freundlicher, von ansehnlichern Häusern umringt; unweit davon, inmitten der Stadt, liegt ein umfangreicher nie gefrierender Teich. Die Ursprünge der Stadt verknüpft man mit einer alten Burg, angeblich schon 545 von den Friesen bei einem Einfall in Westfalen erbaut! Die Sage nennt sie eine Wittkindsburg und sie ist wol jedenfalls die älteste von allen Mauerburgen zwischen Rhein und Weser gewesen; schon 1178 war sie nach einer Urkunde des Erzbischofs Philipp von Heinsberg, der ein Hospital darin errichtete, bisher nur noch von Gulen und unreinen Thieren bewohnt. Ein in der Nähe der Petrikirche befindlicher Ueberrest zeigt hinter dem abfallenden Mörtelüberzug die Spuren einer uralten (vorchristlichen?) Kalkmalerei. Der Frankenkönig Dagobert I. drang im Anfange des 7. Jahrhunderts auf seinem Eroberungszuge ins Sachsenland bis hierhin vor und schenkte Höfe zu Soest, *curticulas Sosatie*, dem heiligen Erzbischof Kunibert von Köln, die erste Erwerbung der später im Westfalenlande so mächtigen kölnischen Kirche. Sicher ist Soest von Karl dem Großen nicht umgangen, von Heinrich dem Finkler ist sie befestigt worden; der Letztere soll um 950 die Burg zu Soest bewohnt haben. In demselben Jahrhundert schenkte Erzbischof Bruno von Köln den Körper des heiligen Patroclus der Stadt. Nach dem Sturze Heinrich's des Löwen, zu dessen

fächsischem Herzogthum Westfalen gehörte, kam Soest unter Erzbischof Philipp von Heinsberg auch noch in die herzogliche Gewalt der kölnischen Kirche, was es jedoch nicht hinderte, sich zu etwas einer Freien Reichsstadt sehr Aehnlichem zu entwickeln.

Eigenthümlicherweise bringt die Wilkina- und Niflunga-Saga, indem sie als Quelle ihrer Erzählung die Aussagen von Männern aus Bremen, Soest und Münster angibt und Susat Attila's Sitz im Hunnenlande nennt, unsere Stadt mit den Nibelungen in Verbindung. Ein Codex des großen Gedichts (der Hundeshagen'sche) trägt die Marginalbemerkung, daß Männer von Soest und Münster dieses Lied nach dem Rheine gebracht hätten und daß man in Soest noch ein Thor zeige, wodurch Hagen gekommen, und den Garten, durch welchen die Nibelungen gedrungen, sowie den Schlangenthurm, wo Gunter enthauptet sei. Dieser Schlangenthurm stand früher nördlich vom Dsthofer Thor. Hagen's Thor glaubt ein Alterthumskenner in einem alten Bogen beim Röttenthore entdeckt zu haben. So wäre für Westfalen auch noch außer in Heinrich von Veldeke, der für der rothen Erde Sohn gehalten wird, ein Antheil am Gewebe der mittelhochdeutschen Poesie nachgewiesen!

Gewiß ist, daß Soest die älteste Stadt in Westfalen ist; sie wird auch Engerns Hauptstadt genannt; berühmt ist sie durch ihr ganz eigenthümliches Stadtrecht, welches Muster so vieler andern und ein bedeutendes Moment in der Rechtsentwicklung des deutschen Mittelalters wurde, die berühmte soester Schrae; ferner durch eine musterhafte innere Organisation und einen in hohem Ansehen stehenden Schöppenstuhl; sie stellt eine Blüte an dem kräftigen Stamm deutschen Bürgerstoffs dar, der einst so festes Mark in Selbstbewußtsein, Unabhängigkeitsgefühl, Macht und Reichthum unter seiner Rinde barg. Die Städte Westfalens betrachteten sie als Vorgesprecherin in allem Gemeinsamen.



Die Entwicklung des soester, für den Germanisten so wichtigen Rechts fällt hauptsächlich in das 12. und 13. Jahrhundert. Das älteste Gesetzbuch ist lateinisch geschrieben; aber nicht lange nachher schrieb man die Fortbildung dieses statutarischen Rechts in altplattdeutscher Sprache auf, fügte nach und nach Novellen hinzu und bekam so die „alte Schrae“, welche bis ins 16. Jahrhundert gegolten haben soll; um diese Zeit wurde sie von einem Stadtschreiber Jasper von der Burg auf die Seite geschafft, wovon der alte Vers sagt:

De Schrae will wy wetten, der Borger Recht,  
 Verklagen Mester Jasper, der Stadt Diener und Knecht,  
 Dat he uns hefft vorentholden manche Tyt  
 Der Burger Privilegia und Plebiscyt.

Dies wurde Veranlassung, daß man die „neue Schrae“ aufsezte. Unter den Städten, welche das soester Recht annahmen, sind Hamburg und Lübeck, das sie wieder an andere meist nordische Städte austheilte, vor allen zu nennen. Auffallend in dem soester Gesetzbuch sind die vielen Vergehen, die der Magistrat zu seinem Nutz und Frommen durch „ein Boder Wiens“ sich brüchten läßt!

Seine vielen Privilegia und Rechte ließ Soest sich von dem Schutzherrn, als Herzoge Westfalens, durch pacta ducalia bestätigen, und verstand es, sie unangetastet zu wahren. Das wurde Graf Dietrich von Moers, der stolze Kurfürst-Erzbischof von Köln und Paderborn im 15. Jahrhundert inne. Fehden mit seinen Nachbarn, ein nutzloser Zug gegen die Hussiten nach Böhmen hatten ihn in Schulden gestürzt; er hoffte sie zu decken durch eine starke Schatzung seiner Lande, und begann damit, alle Menschen und alles Eigenthum aufschreiben zu lassen. Dies ging in seinen andern Besizungen ohne Zwist vor sich, die Westfalen aber verstanden die Neuerung übel und wollten nichts von des Bischofs Schreibereien und

Schätzungen wissen und vertrieben seine Schreiber. Der ehrenreichen Stadt Soest fürsichtiger Rath aber wurde gebeten, wie er schon oft gethan, den Zwiespalt der Städte mit dem Fürsten beizulegen. Deshalb und weil Soest gerade am wenigsten von des Kurfürsten Schätzung hören wollte, suchte dieser heimlich die Bürger zu bestechen; er schlug vor, sie sollten die Schätzung zugeben, dann solle auf ihrem Rathhause ein eiserner Kasten die gesammten Einkünfte aufnehmen und jeder dritte Pfennig der Stadt zufließen. Das war ein verlockendes Anerbieten, aber die Soester waren zu ehrlich, des Landes Sache zu verrathen. Da hezte der Bischof den Soestern Feinde auf, bezeigte sich überall wortbrüchig und treulos gegen sie, das Domcapitel von Köln täuschte sie ebenfalls, der Bischof bewog die benachbarten Städte und Fürsten, in das Gebiet der Stadt einzufallen; endlich sandte er, als oberster Stuhlherr in Westfalen, drei Freischöffen nach Soest mit dem Mandat, es solle kein Recht und Gericht mehr in der Stadt sein, und die Bürger sollten wieder von allem Gut den Zehnten an die Geistlichkeit geben. Das wurde den Bürgern zu viel; sie beschloffen Leib und Leben für ihr Recht zu opfern und setzten den merkwürdigen lakonischen Absagebrief an den Kurfürsten auf:

Wettet biscop Dierich van moers, dat wy den vesten junker Johan van Cleve lever hebbet als juwe, unde werd juwe hiemet abgesagt.

Dat. Soest, a. d. 1444.

Damit begann die berühmte soester Fehde, die Westfalen außs schrecklichste verwüstete und bald alle seine Dynasten und Städte mit sich fort und in die blutigsten Wirren riß. Für Soest waren Lippe, Hoya und Hohnstein, wie die Stadt Lippstadt; den kräftigsten Beistand aber lieb ihm Johann von

Kleve, dem als Schutzherrn die Bürger huldigten. Bischof Dietrich fand bald Ursache, sein Verfahren zu bereuen, obwol ihm fast das ganze übrige Westfalen beistand und er die mächtigsten Bundesgenossen hatte; dennoch zerschlugen an seiner Treulosigkeit sich alle Unterhandlungen, wie die Congresse zu Moers und in der Kirche zu Herdingen. Der Kurfürst lagerte sich nun mit großer Macht vor Soest, mußte aber nach 11 Tagen wieder abziehen, und die Bürger waren so wenig eingeschüchtert, daß sie bald nachher noch dem Bischof von Münster den Fehdebrief sandten. In einem Haupttreffen auf Simon-Judä-Tag 1446 siegten sie, und so mochten sie herzlich über des Kurfürsten einlaufendes Schreiben an eine ihrer Gilden lachen: „Wir u. s. w. lassen euch wissen, daß uns ein innerhalb der Stadt ergangenes Gerücht zu Ohren gekommen, als ob wir eure Feinde wären. Daran geschieht uns aber zuverlässig das größte Unrecht u. s. w.“ Endlich aber mochte den stolzen muthigen Bürgern doch Angst werden, als der Kurfürst mit einem für jene Zeit ungeheuern Heere von 80,000 Streichern gegen sie ins Feld zog, darunter Herzog Wilhelm von Sachsen war mit 26,000 der wildesten böhmischen Söldner, die mehr Thieren als Menschen ähnlich sahen, und mit meißner und thüringer Knechten, so nicht viel besser schienen. Jene unterließen nichts, um die Gräuel des Hussitenkriegs nach Westfalen zu verpflanzen. Aber auch der Herzog von Kleve verstärkte sein Heer, er hatte an Burgund einen Helfer gefunden, außerdem standen ihm die märkischen Städte bei. Nachdem der Erzbischof einen großen Theil Westfalens, das lippesche und das linke Weserufer hatte verheeren lassen, stürmte er 12 Tage lang vergeblich das vom Herzog von Kleve vertheidigte Lippstadt und zog dann auf Peter-Pauls-Tag 1447 vor Soest, hub an, die Mauern zu beschießen und Sturmleitern von mächtiger Größe zu fertigen. Drinnen aber

trug man Sanct-Patroclus' Gebein umher und las an den vier Enden der Stadt einen Theil der vier Evangelisten ab. Dann begann das Stürmen; zu Hunderten kletterte das wilde Volk des Bischofs die Leitern hinan, aber die Bürger wichen nicht; die Weiber traten in ihre Reihen, und was Jener schwirrende Bolzen und Hakenbüchsen verschonte, das stürzte der Letztern glühender Brei und brodelndes Wasser in die Gräben hinunter. So kam es, daß des Erzbischofs ganze Heerrüstung fruchtlos blieb und er sein Lager nach vier Wochen wieder abbrechen mußte. Nun begann der kleine Krieg wieder, bis 1449, wo man zum Frieden sich einigte; Herzog Johann von Kleve und Herzog Adolf, sein Vater, wie die Gesandten von Soest kamen dazu nach Köln, Papst Nikolaus V. sandte den Cardinal Johannes Sanct-Angeli zum Congresse und dieser wußte es dahin zu bringen, daß man den Papst die Entscheidung der Frage anheimstellte, wessen von nun an Soest sein sollte. Der Papst entschied, sie bleibe für immer in der Schirmherrschaft des Herzogs Johann und seiner Nachkommen; das bestätigte auch Kaiser Friedrich III., und so hatte Dietrich von Moers umsonst sich arm gemacht und geworben an ungeheuern Rüstungen, und die Soester hatten ihr Recht gewahrt und ihren Willen durchgesetzt. Von dieser soester Fehde bewahren Gedichte und Volksgefänge das Andenken; unter andern eine plattdeutsche Art Reimchronik und ein Gedicht: „wu Korttelinkhusen gewonnen ward.“

Als 1609 der letzte Herzog von Kleve, Johann Wilhelm, starb und ein Theil seiner Lande von Johann Sigismund von Brandenburg besetzt wurde, kam auch Soest unter dessen Herrschaft. Es sank aber seit dem 16. Jahrhundert immer mehr von seiner Höhe und Macht. Vorzüglich hart bedrängte es der Dreißigjährige Krieg; der grimme Herzog Christian von Braunschweig, die Spanier, die Italiener, die Kaiserlichen wechselten

sich in dem Verheerungswerke ab. Zu jener Zeit hat auch Simplicissimus, der Abenteuerliche, zu Soest im Quartier gelegen; er geräth dort in ein altes Kellergewölbe, wo er durch zwei Pistolenschüsse eine Oeffnung in das Mauerwerk bricht und einen reichen Schatz von Edelsteinen, köstlichem Geräth und vielen Münzen findet; man erzählt ihm dann, es sei längst gemeine Sage im Land, daß sich ein eiserner Trog voller Geldes in dem Gemäuer befinde, den ein schwarzer Hund hüte, zusammt einer verwünschten Jungfrau; nur durch einen fremden Edelmann, der ins Land komme und den eisernen Trog mit einem feurigen Schlüssel aufschließe, könne sie erlöst werden, wer aber von fahrenden Schülern oder Teufelsbannern noch bei Menschengedenken danach ausgegangen, dem habe das gräuliche Ungeheuer nach überstandener schrecklicher Angst den Bescheid mitgegeben, Niemand könne den Schatz heben, der nur einmal Weibermilch getrunken: „Vor wenig Jahren wäre ein Mägdlein mit etlichen Geißen des Orts auf der Weyde gewesen, als ihr aber eine davon entlossen und in besagtes Gemäuer kommen, hätte ihr das Mägdlein nachgefolgt: zu demselben seye die Jungfrau kommen, und hätte gefragt, was es da zu schaffen habe, und demnach das Mägdlein geantwortet: Es wolle seine Geiß wieder holen, hätte die Jungfrau demselben ein Körblein voller Kirschen gewiesen und gesagt, so gehe und nimm dort von dem, was du vor dir siehest, mit sammt deiner Geiß, komme mir aber nicht wieder und siehe dich auch nicht umb, damit dir nichts arges wiederfahre; darauff seye das Mägdlein erschrocken und habe in solcher Angst sieben Kirschen ertappet, welche, sobald sie vor das Gemäuer kommen, zu Gold worden.“

An Soest knüpft sich der Name eines geistreichen Satirikers, der Guardian der Minoritenmönche war und Gerwyn Haverland hieß; er schrieb eine (1539 gedruckte) Art von

Komödie: „Eine gemeine Bicht oder Bekennung der Predikanten tho Soest“, deren scharfe Stacheln sich gegen die Anhänger der Reformation richteten. In heftigem Hader lag Vater Gerwyn auch mit dem leidenschaftlich für die neue Lehre entbrannten berühmten soester Goldschmied, Maler und Kupferstecher Heinrich Aldegrever (Trippenmaker), den der kaustische Mönch unermüdlich mit seinen Satiren verfolgte. Aldegrever ward 1502 in Paderborn geboren und zog gen Nürnberg, um von Meister Albrecht Dürer die Schilderei und den Kupferstich zu erlernen. Auf seinen Reisen nannte er sich Albert von Westfalen; deshalb hat man ihn auch Albert genannt und zwei Künstler Aldegrever angenommen; doch stammen die Bilder, welche ihn zum ersten der sogenannten „Kleinmeister“ in der Kupferstecherkunst machen, von dem einen Meister Heinrich, dessen Hand außerdem die Kirchen seiner Heimat mit großen, trefflichen Gemälden im Stile seines Meisters geschmückt haben soll. Sein Monogramm ist dem Dürer's sehr ähnlich, in einem A ein G. Meister Aldegrever hatte sich, als er von Nürnberg heimkehrte, in seiner Vaterstadt Paderborn niedergelassen. Seine Begeisterung für die Reformation, seine satirischen Bilder wider das paderborner Kirchenregiment trieben ihn jedoch fort von da; er wandte sich vorläufig nach Soest, welches unter Kleveschem Schutze sich ungehindert der Kirchenneuerung hingeben konnte. Der Stadtrichter, Johann von Holte, führte ihn als Gastfreund angesehenen Bürgerfamilien zu. Des Vater Gerwynus Lästertunge beschrieb nachher in seiner Satire, wie Maler Heinrich Trippenmaker zum Dank den Stadtrichter mit seiner Geliebten auf sittenwidrige Art im Naturzustande gemalt habe, und deshalb vom Magistrat in Strafe genommen sei. Dem sei wie ihm wolle, ein neu hinzukommender Vorfall in Paderborn bestimmte den Maler, in Soest seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Es waren

in Baderborn wegen der Reformation neue Gährungen ausgebrochen. Sechzehn Rädelsführer, welche bei dieser Gelegenheit sich der Stadtschlüssel bemächtigt hatten und mit einem Haufen Mannschaft gegen die fürstliche Residenz Neuhaus gezogen waren, um sie einzunehmen, wurden, nachdem die Ruhe wiederhergestellt worden, am 16. Oct. 1532 zum Tode verurtheilt. Am Tage der Execution, die auf öffentlichem Markte vorgenommen werden sollte, kam der Vater unsers Künstlers, der alte Trippenmaker (Holzschuhmacher) herbeigeeilt und rief aus, er sei gleichen Glaubens wie diese verurtheilten Bürger, und ebenso schuldig wie sie, und mit ihnen möge sein Kopf unter dem Beile des Henkers fallen. Er wurde alsbald festgenommen. Aber der zur Huldigung in Baderborn anwesende neuerwählte Landesherr, der Erzbischof von Köln, Graf Hermann von Wied, ließ „auf die große tapfere Fürbitte der Stände des Stifts, von Bürgermeister und Rath, Jungfrauen und Frauen von Baderborn“, jetzt Allen Gnade angedeihen. Den alten Trippenmaker traf für seinen Martyrerenthusiasmus dagegen eine schwere Geldstrafe. Dies Alles wurde entscheidend für des Sohnes Heinrich Entschluß, seine Werkstatt für immer in Soest aufzuschlagen, aber auch für seinen Vorsatz, mit allen ihm zugebote stehenden Mitteln die Anhänger und Diener der alten Lehre dem Hohn und Spott preiszugeben. Selbst dem tollen Wiedertäuferwesen scheint er sich zugeneigt zu haben, denn wir haben mehre Bilder König Johann's und Knipperdolling's von ihm; auch scheint er die Stempel für des Königs Johann schöne Silberthaler geschnitten zu haben. Infolge seiner geistigen Richtung sind seine Arbeiten mitunter an cynische oder satirische Stoffe, besonders wenn es galt, den Mönchen und den Anhängern der alten Lehre eins zu versetzen, gewendet, was ihrer Erhaltung geschadet hat. Zu den berühmtesten gehört die „Bür-

gerhochzeit“, woraus zugleich der Wohlstand westfälischer Patricier in jener Zeit erhellt; keiner der Frauen- und Männergestalten fehlt der reiche Schmuck von schweren Ketten und Perlenchnüren; die Männer tragen Siegelringe, Degen, Dolche und künstliches Wehrgehent über den reichgeschlitzten Wämfern, die Frauen ein sonderbares Kopfzeug und lange Schlepplleider mit kostbaren Bügeltaschen an zierlichen Ketten. Auf einem andern Blatte, welches Titus Manlius, den Römerhelden, darstellt, zeichnete Aldegreyer ein Mordinstrument, das man überrascht für eine Guillotine erkennt, die übrigens öfter auf Bildern aus frühern Jahrhunderten vorkommt. Aldegreyer soll 1558 gestorben und auf dem Friedhofe der Petrikirche zu Soest begraben sein.

Es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß Soest einst auch eine Kunstschule für Architektur, eine Bauhütte besessen habe; eine gewisse Eigenthümlichkeit, die in schlichter Würde sich charakterisirt, kehrt in den meisten seiner schönen Baudenkmale wieder und spricht für eine unabhängige Entwicklung der Kunst innerhalb der Mauern der denkwürdigen Stadt. Der Dom des heiligen Patroclus oder die Münsterkirche zeugt am unverkennbarsten davon; er repräsentirt die Kunst des 10. und 11. Jahrhunderts (Erzbischof Bruno von Köln ließ im Anfange des 10. Jahrhunderts den Bau beginnen) und zeigt besonders an der Westseite die höchste Vollendung des sächsischen Stils, der seine Bögen im Halbkreise schlug und durch die schwere Gewalt seiner Massen imponirte. Die Arcaden dieser westlichen Fronte sind eins der schönsten Denkmale dieses Geschmacks; eigenthümlicherweise befindet sich über ihnen, in Sanct-Patroeli Schutz gestellt, die Rüstkammer der Stadt, wo Armbrust und Pfeile noch jetzt der wehrhaften alten Zeit Gedächtniß erhalten. Im Innern der Kirche werden die Gebeine jenes Heiligen in einem kostbaren Kasten mit schönen



Sculpturarbeiten gezeigt, und außerdem ein wunderthätiges Bild, „der große Gott von Soest“, Karl's des Großen Pathengeschenk an Wittekind, wie man sagt. Noch glänzender ist die Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts in Soest vertreten, da hatte man die schweren sächsischen Bogenformen verlassen, in der leichten Spizbogenform strebte die Kunst höher himmelan, wie dies fortwährende Entfalten zu immer höher strebenden Gebilden; dies kraftvolle Besiegen, dies stolze Niedertreten der Materie ja überhaupt die schönste Eigenschaft der mittelalterlichen Architektur ist. Es gibt in Westfalen kein Gebäu, worin dieser Charakter deutscher Kunst entwickelter sich ausdrücke als in der Kirche der heiligen Maria zur Wiesen in Soest. Sie soll von einer Gräfin zum Dank für die Heimkehr ihres Mannes aus den Kreuzzügen erbaut, 1543 vollendet sein. Johannes Schandler wird der Meister genannt. Das Schiff ruht auf acht schlanken Säulen und hat die vollendetsten Verhältnisse: gen Osten schließen es drei Chöre, wovon der mittelfte durch seine reichen Verzierungen und wunderbar schönen Glasmalereien in schmalen Fenstern von 70 Fuß Höhe einen ergreifenden und tiefen Eindruck macht. Denkwürdig ist eine dieser Schildereien, welche die Einsetzung des Abendmahls darstellt und worauf die Stelle des Osterlammes ein westfälischer Schinken vertritt! Das Ganze ist nicht groß, aber von imposanter Höhe; diese tritt um so auffallender hervor, als das reiche Gliedertwerk der Pfeiler, ohne Unterbrechung durch Knäuse und Gesimse, in fließendem Zusammenhange an den Gurten der Decke entlang läuft. Schön ist auch das südliche Thor mit seinen zarten feinen Arbeiten. Soest besitzt noch mehre sehenswürdige Baudenkmale, die Peterskirche z. B. und die Marienkirche zur Höhe, die ein Versuch zu sein scheint, bis zu welchem Grade der Willkür alle Symmetrie sich verleugnen lasse.

Die Umgebung von Soest ist ohne landschaftliche Schönheit. Man sagt, daß in diesem Landstrich Immermann die Studien zu seinem Bilde westfälischen Landlebens gemacht habe, welches der „Münchhausen“ enthält. Wir können keine Rechenschaft davon geben, glauben aber schwerlich, daß Volks-sitten, wie die auf dem Hofe des „Hoffschulzen“ herrschenden, je in der Wirklichkeit auf der rothen Erde an einem Orte beieinander gefunden sind. Dagegen ist möglich, daß einzelne Züge, von verschiedenen Orten zusammengetragen, Wahrheit enthalten.

Eigenthümlich ist der Salzreichtum der Gegend, in welcher wir uns befinden. Salzkotten, Saffendorf, Soest, an denen wir vorüberkamen, Werl, Anna, die uns zur Linken bleiben, sie alle haben Salzquellen. Schon die römischen Autoren sprechen von der Ausbeutung dieser Salzquellen im Lande der Bructerer; Karl der Große und die fränkischen Herrscher benutzten sie ebenfalls und hatten königliche Höfe an den Punkten, wo später jene Städte entstanden. Am reichsten sind die Quellen zu Werl, wo eine Anzahl von erbgesessenen Familien, die Erbsälzer oder „Erbjunker“: von Brandis, von Bapen, von Lilien, Mellien, Boek, Schöler, sich in die Einkünfte theilen. Schon im Anfange des 8. Jahrhunderts werden die *liberi homines salinarii* genannt, während Urkunden späterer Zeit sie dann als *coctores salis*, Salzköche, aufführen.

Wir nahen uns Hamm. Dies ist der bedeutendste von allen Orten, welche unmittelbar an der Lippe liegen; es ist der Centralpunkt der ganzen Lippelinie und liegt obendrein gerade da, wo eine Fortsetzung der langen nach Norden gerichteten Emslinie auf die Lippe stößt. Die Stadt mußte also von jeher eine gewisse Bedeutung behaupten; heute hat sie eine doppelte bekommen, weil die westfälische, die Deuz-Mindener Eisenbahn hier sich mit der Westfälischen Eisenbahn durchkreuzt. Sie nimmt seitdem einen Aufschwung, der

unberechenbar ist, und dem nur die neugeführte Eisenbahnlinie von Soest nach Dortmund einigen Eintrag thut.

Hamm war ehemals die Hauptstadt der Grafschaft Mark. Aus dem großen Hause der Grafen von Berg erwarb Friedrich I. von Altena am Ende des 12. Jahrhunderts durch Kauf den Oberhof Mark an der Ahr, die bei Hamm in die Lippe mündet. Seitdem nun sein Sohn Adolf III. im Jahre 1202 als puer comes de Marca in einer Urkunde vorkommt, wird die Benennung der von Adolf gestifteten Linie: Grafen von der Mark, gebräuchlich. Auf den zum Oberhof Mark gehörenden Weiden, „im Hamme“ genannt, baute Adolf eine neue Stadt, welche der Hauptort der sich allmählig, besonders durch die kriegerische Industrie des unruhigen und streitlustigen Engelbert III., zu einem abgerundeten Gebiet ausbildenden Grafschaft Mark wurde. Unter Grafen aus dem Hause Berg blieb das Land bis 1609, wo Johann Wilhelm, der Letzte des Stammes, dessen Vater auch Jülich-Berg und Ravensberg erheirathet hatte, in Blödsinn starb. In dem berühmten nun folgenden Erbfolgestreit, in welchem Brandenburg und Pfalz-Neuburg um den Besitz kämpften, erhielt der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, der Enkel der Schwester des letzten Grafen, Kleve, Ravensberg und die Mark. Der Tilfiter Friede 1808 entriß sie dem preussischen Regentenhause; Napoleon schlug das Land zu dem neugeschaffenen Großherzogthum Berg; nach dessen Auflösung 1814 fiel jedoch die Mark dem angestammten und begeistert verehrten Herrscherhause wieder zu.

Noch eine große Dynastenfamilie führte außer den eigentlichen Grafen den Namen von der Mark, nämlich die, wozu die sogenannten „Ober der Ardennen“ gehören; auch ist jedem unserer Leser jener Graf von der Mark bekannt, aus dessen Nachlaß vor einigen Jahren (Brüssel 1851) der denkwürdige

Briefwechsel mit Mirabeau herausgegeben wurde; vielen auch wol jene Gräfin von der Mark, die Freundin des Cardinals Wilhelm von Fürstenberg, der so eifrig den Interessen des französischen Hofes in Deutschland diente, bis ihn 1674 in Köln, wie er sich eben in seiner Carrosse zu der Gräfin begab, der Marquis de Grana, kaiserlicher Commandant der Garnison von Köln, aufheben und gefangen nach Oesterreich bringen ließ. Diese Grafen von der Mark bilden eine andere Linie des alten Hauses; Engelbert II. von der Mark nämlich vermählte sich 1298 zu Hamm mit großen Festlichkeiten mit Mechtild, der Erbtöchter des reichen und mächtigen Geschlechts der alten Burggrafen von Köln, der Grafen von Aremberg. Der dritte Sohn dieser Ehe, Eberhard von der Mark, nahm zu diesem Namen Wappen und Namen von Aremberg an, und ward so Stammvater dieses Hauses, das in mehren Zweigen zu so großem Ansehen und Besitz, in den Niederlanden und am Rhein, gekommen ist und bis auf die neueste Zeit den Titel von der Mark fortgeführt hat.

Das Land selbst hat einen hohen Grad von Cultur, von Industrie und von Wohlhabenheit unter der preussischen Verwaltung erreicht. Es beutet mit betriebsamer Thätigkeit die Schätze seines Bodens aus, und entwickelt sich stellenweise immer mehr zu einem Fabrikdistrict nach englischem Maßstab. Die Gußstahlfabriken, die Kohlenzechen, die Schmelzereien und Gießereien vermehren sich von Jahr zu Jahr; von Jahr zu Jahr wächst die Anzahl der Schiffe auf den beiden Flüssen, der Lippe und Ruhr; für die Ruhr hat sich jetzt auch eine Schleppdampfschiffahrtsgesellschaft, die ihren Sitz in Mühlheim an der Ruhr hat, constituirt. Wie bedeutend der metallurgische Gewinn ist, beweist die nachstehende Tabelle über die Ausbeute im Jahre 1854, die freilich sich auf den ganzen westfälischen Bergdistrict bezieht, dessen Verwaltungssitz sich in

Dortmund befindet und der außer der Grafschaft Mark noch das Sauerland, Ravensberg und den Kreis Siegen umfaßt, zu dem aber die Grafschaft Mark weitaus den bedeutendsten Beitrag liefert:

1) Steinkohlen . . . . . 13,593,372 Tonnen. \*)

2) Eisenerze . . . . . 330,013 =

1) Eisen:

a) Roheisen 709,110 Centner; b) Gußwaaren erster Schmelzung \*\*) 332,061 Centner; c) Gußwaaren zweiter Schmelzung \*\*\*) 133,965 Centner; d) Stabeisen 772,730 Centner; e) Schwarzblech 116,069 Centner; f) Draht 61,200 Centner; g) Rohstahl 42,469 Centner.

2) Zink . . . . . 74,207 Centner.

3) Kochsalz . . . . . 10,298 Last. †)

Die Steinkohlenförderung in beiden Hauptbergdistricten, dem rheinischen und westfälischen, ist gegen das Vorjahr 1853 um 4,312,032 Tonnen (ungefähr 17 Millionen Centner) oder 23,7 Procent gestiegen. Die 1854 in Westfalen gewonnenen Kohlen repräsentiren einen Werth von über 6 Millionen Thaler.

Der Steinkohlenbau beschäftigt dabei 20,000 Arbeiter: um 1784 war die Ziffer der Arbeiter in der Grafschaft Mark in 170 Gruben 1200. Im Jahre 1846 wurden 2 Millionen Centner Kohlen auf der Ruhr verschickt; dagegen sind im

\*) 1 Tonne ist ein Maß von  $7\frac{1}{9}$  Kubikfuß Inhalt. 1 Tonne Steinkohlen wiegt 4 Centner. 1 Tonne Braunkohlen wiegt  $2\frac{1}{2}$  Centner. 1 Tonne Eisenerze wiegt im Durchschnitt 8 Centner.

\*\*) Gußwaaren erster Schmelzung sind diejenigen, welche unmittelbar aus dem Hochofen gegossen werden.

\*\*\*) Gußwaaren zweiter Schmelzung werden durch Umschmelzen von Roheisen in Flammen oder in Cupolöfen dargestellt.

†) 1 Last Kochsalz ist ein Gewicht von 4000 Pfund.

Jahre 1854 schon 2,524,500 Centner Kohlen mehr als im Vorjahr 1853 verschifft worden; man kann daraus die riesenmäßige Entwicklung dieser Industrie abnehmen, die wesentlich bedingt ist durch den schon erwähnten großartigen Aufschwung der Metallindustrie. Bereits jetzt sind im niederrheinisch-westfälischen Steinkohlengebiete, hauptsächlich in der Grafschaft Mark, im Ganzen 18 Coakshochöfen in Betrieb, welche zusammen ungefähr 16,000 Centner Kohlen täglich verbrauchen. Dazu gehen 9 andere neue Hochöfen ihrer Vollendung entgegen. — Wie man übrigens auch im Ackerbau in der Grafschaft Mark dem übrigen Westfalen vorausgeeilt ist, geht am besten daraus hervor, daß der Regierungsbezirk Arnberg, wozu die Mark gehört, nur 2 Procent uncultivirtes Land besitzt (67,000 Morgen), Münster dagegen 25 Procent (726,000 Morgen).

Das Land hat aber auch das Glück gehabt, lange Zeit von den thätigsten und ausgezeichnetsten organisatorischen Talenten unter den preussischen Staatsmännern verwaltet zu werden. Wir meinen Stein und Vincke. Stein wurde 1784 zur Leitung der westfälischen Bergämter und der mindenschen Bergcommission berufen und nahm seinen Wohnsitz in Wetter an der Ruhr. Daneben wurde ihm auch die Aufsicht über das Fabrikwesen in der Grafschaft Mark übertragen. Durch diplomatische Aufträge wurde er im folgenden Jahre diesem Kreise wieder entführt; im November 1788 kehrte er jedoch zurück als Director der Kriegs- und Domänenkammern zu Alev und Hamm und besonders mit der Leitung des Fabrikwesens, dem Wasserbau am Rhein und an der Ruhr und dem Wegebau beauftragt. Das größte Verdienst, welches er sich während seiner Wirksamkeit in Hamm erwarb, war die Schiffbarmachung der Ruhr, um den Salzreichtum und die Kohlen der Mark dem Rhein und den Niederlanden zuzuführen. Stein bereifte, bevor er das große Unternehmen be-

gann, Salinen in Süddeutschland, den Neckar und mehre schiffbar gemachte Flüsse in Südfrankreich. Sogar an eine Verbindung von Ruhr und Lippe durch einen Tonnengang dachte er. Außerdem sorgte Stein während seiner vierjährigen Amtswirksamkeit für die Herstellung von 20 Meilen neuer Chausséen in der Grafschaft Mark, wobei er das Werk mit einem Eifer betrieb, daß er bisweilen bis zu 10,000 Thalern aus eigenem Vermögen an Vorschüssen hergab. Eine andere große Wohlthat war die Verwandlung der drückenden Accise in eine feste, den Verkehr nicht mehr lähmende Steuer, welche Stein in der Mark im Jahre 1791 durchsetzte. Er blieb bis zum November 1793 in Hamm, dann siedelte er als Kammerpräsident nach Kleve über; 1796 aber kehrte er nach Westfalen als Oberpräsident aller preussischen Besitzungen diesseit der Weser zurück.

Als Stein 1804 aus Westfalen schied, ward Wincke sein Nachfolger als Oberpräsident der Provinz. Auch unter ihm war für die Grafschaft Mark wohl gesorgt, sie war das Schooskind seiner administrativen Thätigkeit, in einem Grade, daß die katholischen Landestheile vielfach über Hintanzetzung klagten. Sein Verdienst war insbesondere die Schiffbarmachung der Lippe, bis Lippstadt hinaus, eine Arbeit, welche Wincke schon in den zwanziger Jahren beginnen ließ, und die mit der Ueberwindung großer Schwierigkeiten, insbesondere zahlreichen bedeutenden Schleußenbauten verknüpft war.

Was die Merkwürdigkeiten der Stadt Hamm angeht, so beschränken sich diese auf eine große Sammlung von Gemälden und andern Kunstfachen, welche Eigenthum des würdigen und verdienten Professors Haindorf zu Hamm ist. Sie enthält Bilder aus allen Schulen, insbesondere werthvolle Arbeiten von Hans Holbein, Lukas Cranach, den beiden tom Rincks, Gerard Dow, Jan Steen, Salomon Ruissdael, Gel-

dorp, de Bruyn, Daniel Seghers u. s. w. und namentlich treffliche Werke der altwestfälischen Schule, z. B. Reliquien des großen Künstlers, der unter dem Namen des Liesborner Meisters bekannt ist.

Hamm ist jetzt der Sitz eines Appellationsgerichts, während die Regierung des Bezirks sich in Arnberg befindet. Unter den Producten, welche die Gegenstände des Handelsverkehrs der Einwohner bilden, spielten ehemals das berühmte westfälische Erzeugniß, die Schinken, eine Hauptrolle. Die Schinken bekamen daher in Holland den Namen „Hammen“, und diese Benennung pflanzte sich, scheint es, fort nach England, wo ebenfalls der Schinken ham heißt, obwol die Lexikographen das Wort sehr gelehrt aus griechischer Wurzel deriviren.

---



## 5.

Das Münsterland. — Physiognomie der Gegend. — Die Bewohner. — Das Landvolk. — Der Adel. — Münster. — Geschichte der Stadt. — Die Wiedertäufer. — Bernhard von Galen. — Sehenswürdigkeiten.

---

Die Hamm-Münster Eisenbahn führt uns jetzt, mit veränderter Richtung, nach Norden gewandt, in den Kern des alten Westfalenlandes und der Hauptstadt desselben zu. Die Bahn ist, ursprünglich von einer Actiengesellschaft erbaut, 1855 in den Besitz des Staates übergegangen und wird einen integrierenden Theil der großen Linie von der hessischen Grenze, der Diemel, bis an die Nordsee bilden. Die Landschaft, in welche wir kommen, hat allmählig einen andern Charakter angenommen. Die Wallhecken, welche alle Parcellen der Bauerhöfe umschließen und die Blicke hemmen; die zerstreuten Colonate, jetzt noch mit dem Stroh- oder Ziegeldach auf derselben Stelle, wo die alten Bructerer sicut fons aut nemus placuit sie angelegt haben, durch das Laub der schützenden Eichen hervorblickend; die reiche Vegetation des Laubes, welche eine Folge der Bodenfeuchtigkeit ist; die als Viehweide benutzten Brachfelder mit ihren Umhegungen aus Flechtwerk, dazwischen die Haide Strecken — das Alles gibt der Landschaft eine eigenthümliche Physiog-

nomie, welche, da noch der Reiz der Abwechslung durch Hügelwellungen, Gehölze und die „Hagen“ hinzukommt, durchaus nicht unschön ist. Uebrigens hat die landschaftliche Natur des Landes sehr oft ihre Schilderer gefunden und ebenso ist es dem Charakter und den Eigenschaften der Bewohner ergangen. Wo in unsern Tagen, in welchen die Menschen sich aneinander abschleifen wie die Marmorfugeln in der Mühle, noch ein Rest Eigenthümlichkeit und absonderlichen Wesens geblieben, da ist auch der Eifer, es der Welt vorzuführen, rege. Und weil denn in alter Zeit, seit den Tagen des Erasmus, des Justus Lipsius, der in Westfalen seine Briefe „aus der Barbarei bei den Breisfressern“ datirte, und des Voltaire'schen „Candide“ mancher Unglimpf über das Land gesagt wurde, so ist die Neuzeit im entgegengesetzten Sinne etwas zu weit gegangen und hat apologetisch des Guten zu viel gethan. Wenn man vorurtheillos den Charakter der Bewohner ins Auge faßt, so hat er manche sehr löbliche Seite, manches sehr poetische Element — und wo auch wäre das nicht zu finden; der Racecharakter hat aber auch alle Schwächen seiner Tugenden und neben der festen und knorrichtigen Eichenholznatur, die ererbte Sitten und Anschauungen festhält und einen religiösen Sinn nährt, die gute Hauswirth und tapfere Soldaten gibt, steht Härte, Eigensinn und Mangel an Wohlwollen. Man ist schwer von Begriff, mißtrauisch, unzugänglich für die Macht der Form. Schwung und Enthusiasmus ist uns fremd, wir werden selten den Wunsch in unserer Seele tragen:

In's Allgemeine möcht' ich gern mich tauchen  
Und mit dem vollen Strom des Lebens geh'n;

und wenn eine geistreiche Frau die Mehrzahl der männlichen Bevölkerung des Landes „stille Wüthriche“ nannte, so ist das eine Bezeichnung, die bei gar manchen dieser scheinbar so ruhigen, blonden, wasserblauäugigen Seelen den Nagel auf den

Kopf trifft. Es sind im Ganzen einsiedlerisch abgeschlossene Naturen — „colunt discreti ac diversi — suam quisque domum spatio circumdat“: Jeder will Raum um seinen Hof und keinen Nachbar, sagt schon Tacitus, und setzt an einer andern Stelle hinzu: „totos dies juxta focum atque ignem agunt“ — ganze Tage lang hocken sie am Feuer.

Es ist auffallend, wie wenig man im Münsterlande vom „Organ des Idealismus“ besitzt. Villen und schöne Gartenanlagen findet man z. B. ebenso wenig wie Parks neben den Schlössern des Adels, deren Mehrzahl noch vor wenig Jahren oft eine ganz eigenthümliche Schmucklosigkeit zeigte; der Bauer aber kennt nicht einmal das Bedürfniß, die Stätte, wo seine Todten ruhen, anständig zu erhalten — es gibt Friedhöfe im Lande, die auf eine merkwürdige Roheit deuten. Charakteristisch ist eine Sage, welche unlängst von J. S. Seibertz, dem verdienten westfälischen Geschichtsforscher, mitgetheilt wurde. Danach gelangten eines Tages der Herr und sein Jünger St.-Peter nach Westfalen, das sie bedeckt mit Eichenwäldern und nur bewohnt von Schweinen fanden. St.-Peter drang in den Herrn, diese Einsamkeit auch mit Menschen zu bevölkern; Christus schüttelte das Haupt; aber als der Jünger nicht abließ, versetzte er: „Nun, ich will deinen Wunsch gewähren, aber du wirst sehen, was daraus entsteht!“ Darauf stieß der Herr einen von den Schweinen zurückgelassenen unästhetischen Gegenstand, der vor ihm lag, mit dem Fuße an und sprach: „Werde ein Mensch.“ Alsobald erhob sich ein trotziger, starker Mann von der Erde und fuhr den Herrn mit den Worten an: „Wat stött he mie?!“ (Was stößt er mich?!) Das war der erste Westfale, dessen Nachkommen dann der Sympathie für Schweinefleisch so treu-blieben, daß ja sogar, wie wir oben bemerkten, der Schilderer auf dem Gemälde in der Wiesenkirche zu Soest Christus beim Abendmahl statt des Opferlammes einen Schinken verzehren läßt.

Das Münsterland hat ein sehr feuchtes Klima. Der jährliche Niederschlag der Atmosphäre soll nach einer Durchschnittsberechnung in Münster größer sein als in irgendeiner andern Stadt in Deutschland. Die Reaction dieses Umstandes auf das Temperament der Bewohner ist unverkennbar und stark; er gibt ihnen eine große Dosis vom Naturell des Holländers, doch ohne die Energie des Holländers hinzuzufügen, die bei uns zumeist nur passiv in zäher Widerstandskraft vorhanden ist.

Es ist viel die Rede gewesen von jenem gesteigerten Ahnungsvermögen bei den Westfalen, das sich bis zur Gabe des second sight gesteigert zeigt. Höchst merkwürdige Thatsachen in dieser Beziehung sind nicht zu leugnen; doch schwindet jetzt die Gabe mehr und mehr mit dem Glauben daran, und ebenso schwinden eigenthümliche Volksitten und Gebräuche, an welchen die Bevölkerung übrigens nie reich, ferner die Ueberlieferungen von Sagen und Geschichten, an welchen das Land weniger arm war. Sie stehen auch eigentlich in Widerspruch mit dem auf das Thatsächliche gerichteten und kalten Volkscharakter, welcher sich ebenfalls dadurch bethätigt, daß er liebt, in seine Sagen und Volkslieder humoristische Elemente zu bringen. Zu den Volksitten gehörte ehemals die eigenthümliche, daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden mußte, weil man glaubte, daß die Stöcke sonst binnen Jahresfrist abzehren und ausgehen würden. Sobald dem Todten die Augen zugedrückt waren, trat Einer aus dem Gesinde an den Bienenstand, und indem er an jeden Stock klopfte, sprach er bei jedem: „Ginen Gruß von der Frau, und der Herr wäre todt!“ — Den Raum im Volksleben, den früher solche und mancherlei andere Sitten einnahmen, füllt jetzt das in höchst auffallender Weise gesteigerte kirchliche Leben aus, dessen Entwicklung großartige Ergebnisse erreicht, wie das bei den häufigen bald durch Jesuiten und bald durch Franciscaner ab-

gehaltenen „Missionen“, der Feier der tausendjährigen Stiftung der Abtei Freckenhorst, 1852, dem Jubiläum des wunderthätigen Bildes zu Telgte, 1854, und dem Aufschwunge, den kirchliche Genossenschaften für Krankenpflege, Erziehung u. s. w. nehmen, zutage trat und täglich noch tritt.

Ein wichtiges Element in der Bevölkerung des Landes ist der Adel. Er ist zahlreich und wohlthutirt, mitunter von großem Reichthum, und jährliche Revenuen von 50 — 150,000 Thalern sind nichts Seltenes, die von ausgedehnten Besizungen fließen, welche unter industriöserer Verwaltung und bei einer die Fortschritte der Agricultur eifriger ausbeutenden Bewirthschaffung oft noch eine weit größere Rente geben könnten. Die Ablösung der Grundrenten und Prästationen hat dem Adel in jüngster Zeit große Summen baaren Geldes eingetragen, und man beklagt sich jetzt über das Streben desselben, mit diesen Summen zur festen Anlage Bauernerbe anzukaufen und zu den Rittergütern zu schlagen, was den Bauernstand beenge und verdränge. Einst die Herren des Landes, das sie durch ihre zwei Corporationen, das Domcapitel und die Ritterschaft, regierten und durch die Besetzung der Drostentämter auch noch größtentheils verwalteten, haben die Adelligen sich mit Takt und Anstand in ihre Rolle gefunden, als eine neue Ordnung der Dinge sie beseitigte; sie haben sich auch mit vornehmer Ruhe in die Lage geschickt, worin sie die Veränderungen der neuesten Zeit gesetzt haben, die ihnen mitunter freilich etwas viel zumuthen. Wenn früher ein Erb- und Grund- und Patronatsherr und Patrimonialgerichts-Inhaber das Gemeinwesen seiner Grundholden überwachte; wenn er sie vor Schuldenmachen und Finanzzerrüttung bewahrte — und wenn ihm dann später aller solcher Einfluß entzogen wurde, so kann er sich freilich einer durch die Verhältnisse der Zeit gebotenen Veränderung nur schweigend unterwerfen. Etwas Anderes aber

ist es, wenn man ihn nun derselben Gemeinde und ihrer jetzigen Verwaltung unterordnet, wenn man ihn zwingt, für die Schulden aufzukommen, welche die Gemeinde auf sich geladen hat, für Bedürfnisse zu zahlen, welche wol die der Bauern, aber nicht die des ehemaligen, jetzt degradirten Grundherrn sind.

Die eigenthümliche westfälische Natur entwickelte früher in ihrer Verbindung mit großem Reichthum, völliger Unabhängigkeit, ungemessenem Selbstgefühl und zum Theil auch sehr einsiedlerischer Lebensweise aus vielen Mitgliedern des Adels höchst originelle Menschen, von denen noch heute eine Menge Charakterzüge und seltsame Einfälle erzählt werden. An der Spitze steht dabei die erste und reichste Adelsfamilie des Landes, in welcher die Sonderlingseigenschaft wie ein vererbtes Stamngut durch mehre Generationen zu verfolgen ist. Auch der letzte Graf von Plettenberg-Nordkirchen, der auf seinen breiten Schloßgräben Kronthaler ricochetiren ließ, und viele Andere haben reichliche Beiträge zu einer pikanten Sittengeschichte geliefert. Diese Excentricitäten sind heute jedoch von der Cultur, „die alle Welt beleckt“, auch beseitigt, der Adel hält sich jetzt in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, bringt einige Zeit des Jahres in seinen stattlichen Hôtels entre cour et jardin in Münster zu, wo er eine streng abgeschlossene Gesellschaft bildet, trägt fleißig ererbte Schulden ab, vergrößert seine Besitzungen, wird täglich reicher, ist sehr wohlthätig, sorgt für eine strengkirchliche Erziehung seiner Kinder und beschränkt im Allgemeinen seine Theilnahme am geistigen Leben der Nation auf Unterstützung des religiösen Vereinswesens.

Wir haben schon an einer andern Stelle angedeutet, daß in eigenthümlicher Weise die geistige Theilnahme und der literarische Sinn viel reger unter den alten ritterbürtigen Landassen des Fürstenthums Baderborn ist wie unter denen des benachbarten Münsterlandes. Die Namen Deynhausens, Men-

gersen, Harthausen gehören sämmtlich Baderborn an. Der Letztere ist in jüngster Zeit besonders bekannt geworden durch das ausgezeichnete Werk des Geheimen Regierungsraths August Freiherrn von Harthausen über Rußland, das erste, welches eingehende Rücksicht auf die innern und Agrarverhältnisse des großen nordischen Reiches nimmt; derselbe Schriftsteller hat sich durch frühere geistvolle Untersuchungen über die norddeutschen Colonisations- und Agrarverhältnisse ein Verdienst erworben und ist Herausgeber einer aus mündlicher Tradition und seltenen alten Quellen geschöpften Sammlung von „Geistlichen Volksliedern“ (Baderborn 1850) mit ihren ursprünglichen Weisen — eine Arbeit, welche wahre Perlen alter Volkspoesie und Tonkunst vor dem Untergang bewahrt hat. Eine ebenso bedeutende geistige Intelligenz war der Bruder des genannten Autors, der Graf Werner von Harthausen, ein in vielfacher Beziehung höchst merkwürdiger Mann. Seine ersten Jugendeindrücke erhielt er im Hause Friedrich Leopold's von Stolberg in Münster; schon damals schrieb Johannes von Müller („Werke“, VIII, 332) von ihm: „Ein anderer bewunderungswürdiger Jüngling, den ich kennen gelernt, ist Herr von Harthausen, Domherr von Baderborn, Kenner fast aller Sprachen bis inclusive nach Persien hinein, von eisernem Fleiße, großem Scharfsinn und der edelsten Bescheidenheit und Simplicität.“ Er hatte in Prag die Jurisprudenz studirt, dann warf er sich in Göttingen auf Medicin und orientalische Sprachen, zugleich mit seiner lebhaften Erregbarkeit gespannt den traurigen Schicksalen folgend, welche nach 1806 über Deutschland hereingebrochen waren. Harthausen hegte im Stillen Plane für eine deutsche Erhebung durch einen zu stiftenden Jünglingsbund — diese Plane wurden jedoch den fremden Machthabern verrathen, und Harthausen sah sich genöthigt 1809 nach England zu fliehen; dort schien er friedlich nur darauf bedacht, als

Arzt Leidenden nützlich zu werden, während er in Wirklichkeit seine alten Zwecke im Auge hielt und zunächst dem Grafen von Münster, mit dem er in genauer Verbindung stand, sich anschloß. Graf Münster schreibt in jener Zeit an Stein: „Ich hoffte, Gneisenau und Harthausen oder Pozzo würden meinen Bemühungen hier haben Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ (S. 228 des „Urkundenbuch“ zu den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege“.) Als endlich die ersehnte deutsche Erhebung im Jahre 1813 — zwar nicht aus der Blut deutscher Jünglingsverbindungen, sondern aus dem Eise der russischen Schneefelder hervorquellend, eintrat, kam Werner Harthausen nach Deutschland zurück; er stand in den Reihen der Englisch-Deutschen Legion und war als Brigademajor dem Generalstab des Grafen Wallmoden zugetheilt. Nach dem Frieden trat er in preußische Civildienste und fand nun in seiner Stellung in Köln eine neue durch die Brüder Boisseree und F. Schlegel vermittelte Anregung für seinen vielseitigen Geist; er warf sich mit Leidenschaft in das Studium der Denkmale altdeutscher Kunst. Eine beträchtliche Sammlung vorzüglicher Gemälde wurde von ihm in dieser Zeit angelegt und zum Schmuck seines Stammsitzes im Baderbornischen verwandt, auf den er sich zurückzog, als er im Anfang der dreißiger Jahre den Staatsdienst verlassen hatte. Hier entstand denn auch Harthausen's merkwürdige Schrift: „Ueber die Grundlagen unserer Verfassung“ (1833). Er ging davon aus, daß die Geschichte und die Natur Offenbarungen Gottes seien; daß die ständische Organisation der Gesellschaft durch die Geschichte geworden, mithin auch die göttliche Sanction habe; er suchte diese ständische Organisation philosophisch und naturwissenschaftlich zu begründen; er verfolgte dazu die stufenweise Gliederung alles Erschaffenen; er analysirte dann die Principien der einzelnen Schichten der Staatsgesellschaft — kurz, er rechtfertigte und



vertheidigte mit großem Reichthum von Ideen und noch größerer Belesenheit die ständische Gliederung des christlich-germanischen Staats wider den heutigen bureaukratisch-repräsentativen und constitutionellen Staat. Das Buch war als Manuscript für Freunde gedruckt, aber es machte großes Aufsehen, weil sich eine bedeutende Anzahl von Exemplaren verbreitete. Man hatte damals in Deutschland dem nach der Julirevolution herrschenden Liberalismus noch nie so feck und unumwunden zu widersprechen gewagt. Dinge, welche heutzutage in viel schrofferer und rücksichtsloserer Weise ausgesprochen werden, waren damals etwas Unerhörtes; eine strenge Kritik des Geistes der herrschenden Gesetzgebung kam hinzu, um die Bureaucratie tief zu verletzen. Sie sah in dem Verfasser den Don Quixote der „Adelskette“ und ließ entrüstet auf die Schrift polizeilich fahnden und wider ihn amtliche Verfolgungen einleiten — ein Verfahren, das heutzutage, wenn man an „Kreuzzeitung“ und „Patriotische Zeitung“ denkt, unbegreiflich scheinen muß, übrigens auch schon damals an höchster Stelle keine Billigung fand und wol die eigentliche Ursache der auffallenden Versehung war, welche bald nachher einen hochgestellten Beamten, den münsterischen Regierungspräsidenten B., traf. Die Folgen, welche „Die Grundlagen unserer Verfassung“ aber für den Verfasser selbst nach sich gezogen, waren es auch wol, was Herrn von Harthausen veranlaßte, den preussischen Staat zu verlassen und nach Baiern überzusiedeln. König Ludwig erhob den geistreichen Mann in den Grafenstand. Er starb auf dem von ihm angekauften Gute Neuhaus in Franken, wo er auf der dazu gehörigen Burg Salzburg aus elfhundertjährigem Verfall die alte Kapelle des Bonifacius neu erstellen ließ. Der König von Baiern und die Bischöfe von Fulda, Eichstädt und Würzburg waren 1841 bei der Feier der neuen Einweihung zugegen. —

Gleich beim ersten Betreten der alten Bischofsstadt Münster leuchtet dem Reisenden einer jener erwähnten Adelshöfe in die Augen; er gehört dem Erbdrosten Grafen Droste zu Wischering und ist ein reich verzierter interessanter Rococobau, nebst dem in modernem Stil gebauten Hof des Freiherrn von Romberg der sehenswertheite von allen. Verfolgen wir dann die gerade vor uns liegende Straße, so gelangen wir auf den Marktplatz der Stadt, der einen malerischen Anblick bietet. Rechts erhebt sich die schöne, in blühendem gothischem Stile aufgeführte Lambertikirche, mit den drei Eisenkäfigen für die Wiedertäuferhäupter oben am Stapel des hohen schlanken Thurms; sie ist erbaut seit 1535; rings um uns her zeigen die alten stattlichen Giebelhäuser eine zusammenhängende und ununterbrochene Reihe von „Lauben“ oder Arcaden, und links erblicken wir bald den außerordentlich schönen Giebel des Rathhauses, der aus der Mitte des 14. Jahrhunderts herrührt.

Die Stadt Münster, ursprünglich auf dem Grund und Boden von vier altfriesischen Höfen entstanden, führte früher den Namen Mimigardesfort. Die Botschaft des Christenthums brachte ihr zuerst der heilige Suibertus, von der utrechter Missionsanstalt gesendet; eine christliche Gemeinde stiftete jedoch erst der Abt Bernhard um 779; Karl der Große erhob diese zum Kern eines Bisthums und gab ihr im Jahre 791 den heiligen Ludger zum ersten Bischof; um 1115 heißt der Ort bereits urbs und erhält Mauer und Graben; kurz nachher (1137) wird derselbe zuerst von dem in der Mitte liegenden Kloster und der Kathedralkirche monasterium, Münster genannt. Um 1180 mit Stadtrechten versehen, erbaut sie neue Mauern, Thürme und Thore zu ihrem Schutze; seit 1268 mit der Hansa vereinigt, entwickelt sie regen Handelsverkehr, zumeist mit Holland. Im Uebrigen bewegt sich die Geschichte der Stadt bald um zwei Punkte — Ringen nach Unabhängig-

feit von der Jurisdiction und oberherrlichen Gewalt des Fürstbischofs und dann um den Kampf der Gilden gegen das städtische Regiment der patricischen Erbmänner, worin die Gilden endlich siegreich sind und die ihnen zugefallene Gewalt nach der Hand so gebrauchen, daß weiland Magister Hermann Kerffenbrock ihr „Schowhaus“ oder Versammlungshalle die Synagoge des Satans nannte.

Die Macht der Demokratie und die große Unabhängigkeit, welche die Stadt, gleichmäßig mit der übrigen Entwicklung des Städtewesens in Deutschland, errang, begünstigte denn auch das Aufkommen jener tollen Schwärmerei im 16. Jahrhundert, bei welcher wir einen Augenblick verweilen müssen.

Die Reformation hatte auf dem Gebiete der religiösen Anschauungen eine Fülle von Ideen wachgerufen. Unter ihnen trat neben den zwei Hauptrichtungen, welche in Lutherthum und Calvinismus die neue Bewegung nahm, sehr bald eine dritte besonders hervor, welche nicht allein die Kindertaufe verwarf, sondern auch an der Vorstellung festhielt, daß Fleisch und Geist etwas durchaus Getrenntes seien und daß nur das Fleisch sündige, der Geist aber davon unberührt und rein bleibe; dieser habe keinen Theil am Sündenfall, und durch die von Christus bewirkte Wiedergeburt werde der Mensch freier und heiliger als er zuvor gewesen. Der wiedergeborene Mensch aber müsse jetzt das Reich Gottes auf Erden herstellen — friedlich wie die Einen, mit Gewalt der Waffen wie die Andern meinten, denn die Zeit sei gekommen, wo alle Auserwählten im Schaffstall des Herrn zu vereinigen.

Die Bekenner dieser Lehre, die man auch mit dem Namen Chiliassten bezeichnet — Gläubige an das Tausendjährige Gottesreich —, waren unter sich sehr verschieden in Dogma und Ritus; aber sie waren über das ganze Deutsche Reich nach allen Seiten hin außerordentlich verbreitet. Man fand sie besonders in

Schwaben, am Rhein, in Holland; ihre Apostel durchwanderten alle einzelnen Länder; sie prophezeiten die Umwandlung aller Dinge, das Erschlagen aller Erstgeburt Aegyptens, die Geburt des Antichrists und, unter dem Königthum Christi, den Beginn eines seligen Lebens für die Auserwählten, ohne Gesetze, Obrigkeit, Ehe, in Genuß und Ueberfluß.

In Münster war die Reformation im Jahre 1524 aufgetreten und hatte anfangs eine sehr entschiedene Färbung von politischer Reaction wider die Macht des Klerus in dem geistlichregierten Staate angenommen. Beim ersten Siege dieser Reaction sehen wir denn auch den Klerus in zwei Parteien sich trennen — das Domcapitel verließ die Stadt, die niedere Klerisei aber blieb gegen den Willen des Capitels darin zurück. Im Jahre 1531 erscheint dann nach mancherlei durch die Glaubensneuerung herbeigeführten Wirren und Zerwürfnißen Bernhard Rottmann, Geistlicher an der Stiftskirche von St.-Mauriz. Seiner großen von einem schönen Organe unterstützten Beredtsamkeit gelingt es, den weitaus größten Theil der Bevölkerung dem neuen Glauben zuzuführen. Das Volk erbrach in einem Aufstande die Kirchen und setzte seinen Redner mit Gewalt zum Prediger an der Lambertikirche ein. Der Fürstbischof Friedrich von Wied resignirte aus Verdruß über diese Vorgänge; an seinen Nachfolger, Fürstbischof Erich von Grubenhagen, richtete der Magistrat das Gesuch, Rottmann's Lehre zu sanctioniren, da sie das gereinigte Christenthum darstelle. Des Fürsten Antwort war eine Drohung, wenn man nicht den Rottmann zur Stadt hinaustreibe. Der Fürst starb jedoch bald, ohne seinen Drohungen Nachdruck gegeben zu haben. An seine Stelle wurde Franz Graf von Waldeck, auch Fürstbischof von Osnabrück und Minden, erwählt. Er verordnete sehr bald wider die Bewohner der Stadt Zwangsmaßregeln, welche wegen unzulänglicher Mittel, sie durchzufüh-

ren, mehr erbitterten als nützten, und denen Repressalien der Münsterer folgten, indem sie mit 600 Reitern und 300 Fußknechten mitten in einer Winternacht die nahe Stadt Telgte überfielen, wohin der Fürst die Stände des Landes zu sich beschieden hatte. Der Anschlag gelang völlig, die Herren vom Capitel und der Ritterschaft wurden sammt und sonders gefangen, nur drei Domherren retteten sich mit nackten Füßen über die mit Eis bedeckte Emse.

Der erste Act der münsterischen Reformationsgeschichte schloß endlich durch einen von Seiten der Stadt und des Fürsten in Glaubenssachen abgeschlossenen Frieden, worin der Fürstbischof völlige Glaubensfreiheit zugestand und den lutherischen Prädicanten sechs Pfarrkirchen eingeräumt wurden.

Unterdessen hatten die Wiedertäufer in Holland von den Vorgängen in Münster vernommen. Jan Matthyjen, seines Zeichens ein Bäcker, war dort ihr eifrigster Prophet; seine zwölf Apostel durchwanderten die benachbarten Landstriche, und die, welche nach Münster gelangten, fanden hier bereitwillig Aufnahme. Rottmann selbst scheint durch Beweggründe ganz persönlicher Art bald ihren Lehren zugetrieben. Es hielt sich nämlich in Münster ein Syndicus Wiggers aus Leipzig mit einer schönen verführerischen Frau von ausgelassenem Lebenswandel auf. Unter der Zahl leidenschaftlicher Verehrer, welche sie mit ihrem unwiderstehlichen Zauber an sich kettete, war auch Rottmann, und ihr Herz wurde von dem beredten Volksführer so gefesselt, daß sie: „*coepit insanire amore Rottmanni quapropter et virum veneno interemit*“ — daß sie ihren Mann vergiftete. Ruf und Ansehen Rottmann's erhielt nun durch sein fortgesetztes Verhältniß mit dieser Frau einen solchen Stoß, daß er sich gedrungen fühlte, durch extreme Meinungen und ein fanatisches Hinausgehen über die lutherischen Reformen seinen Einfluß wiederzugewinnen. Er führte

einen neuen Ritus beim Abendmahl ein, das er nach Art der Agapen aus Schüsseln nehmen ließ, und begann die Gültigkeit der Kindertaufe anzugreifen. Der Widerspruch in der lutherischen Reformation, der die bestehenden geistlichen Gewalten verwarf, um mit dem ihnen genommenen Einfluß die weltlichen zu bekleiden, war der Stein des Anstoßes, an welchem die neue Lehre in Münster zugrunde ging. Man wollte nicht von Papst und Bischof emancipirt sein, um von andern Herren, d. i. dem Magistrat, abhängig zu werden, mit dem die Prädicanten eben jetzt im Hader lagen. Dadurch fand der theokratische Anabaptismus eine bereite Stätte. Seine Anhänger rückten bald zahlreich ein. „Die boeswichter uth allen luiden, die nirgends blieven konden, die tuegen (zogen) na Munster und versambleten sick dair dat dair ein untiegh raet (gottloser Rath) bei einander quam uth allen landen“, sagt ein Augenzeuge, Meister Heinrich Gresbeck, in seinem Bericht von der Wiedertaufe in Münster. In den ersten Tagen des Jahres 1534 erschien der Prophet Matthysen und sein eifriger Jünger, Jan Bockelsohn von Leyden. Ein wohlhabender, schon in den frühern Bewegungen oft genannter Bürger, Knipperdolling, nahm sie als Gäste bei sich auf. Die beiden Propheten in ihrer holländischen Tracht und mit dem mystischen Schwunge ihrer Rede machten großen Eindruck auf die Menge. Rottmann's Beredtsamkeit unterstützte sie mit seiner unwiderstehlichen Gewalt über die Gemüther. Ihre Anhänger vermehrten sich mit jedem Tage. In gleichem Maße stieg deren Fanatismus. Des Abends erschienen sie auf den Straßen, zuweilen nackt, und riefen: „Thuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe“; sie hatten Visionen am Himmel, sie sahen Reiter mit blankem Schwert auf weißem Roß, Männer mit goldenen Kronen auf den Häuptern; Schneider- und Schlossergesellen standen auf und predigten, junge Mädchen riefen Wehe über die Gottlosen!

Ueberhaupt waren es vielfach die Frauen, auch aus den höchsten Ständen, welche, von der Schwärmerei angesteckt, den Wiedertäufern zuliefen.

Der Kampf dieser so rasch sich verstärkenden Sekte mit den nicht wiedergetauften Bürgern um die Obmacht in der Stadt bildet nun den zweiten Act des Dramas. Die Anhänger der alten Lehre waren noch zwei mal stärker als die Wiedertäufer. Diese mußten ihr Ende vor Augen sehen, als die Erßtern dem Bischofe zwei Thore öffnieten und dieser 2 — 3000 Bauern nebst bewaffneten Reitern einrücken ließ, um seine Anhänger, die sich ebenfalls bewaffnet zusammenscharten, zu verstärken. Zu einem Kampfe kam es jedoch nicht, man machte ein Compromiß und stellte sich Geißeln. Die Bauern zogen ab, die Wiedertäufer aber predigten, wie der Herr die Bauern ins Herz getroffen, wie sie die Luft in Feuer und Flammen gesehen, um alle Gottlosen zu vertilgen. Rottmann jedoch ließ sich nun vor allen Dingen angelegen sein, zur Verstärkung alle verborgenen Anhänger von den Nachbarstädten herbeizuziehen. Sie kamen von allen Seiten, und so unterstützt konnte man weitergehen; man bemächtigte sich der Thore und besetzte sie mit Anhängern. Endlich, bei einer neuen Rathswahl, setzte man den ganzen Magistrat aus Wiedertäufern zusammen. Knipperdolling wurde Bürgermeister; alle Rathsherrn wurden aus der Zahl vom Geist erleuchteter Handwerker genommen, alle andern Stellen ebenfalls mit Wiedertäufern besetzt. Bald darauf gab der Prophet Matthysen eine himmlische Offenbarung vor: alle Ungläubigen, welche sich nicht bekehrten, müßten aus der Stadt vertrieben werden. Hinweg mit Esau's Kindern, die Erbschaft gehört den Kindern Jakob's! hieß es. Es war am 27. Febr. 1534, an einem Tage, an welchem ein entsetzliches Wetter herrschte, Kälte, Sturm und Schneegestöber. „Man soll up denselben fridagh

nit einen hund uth der stat gejagt hebben, so bister weder was it. . . . Do hebben sie des morgentz tho seven uhren in der stat gelopen, die straten up und neder und hebben geropen: heruth gy gotlosen, Got wil einmail upwacken und wil ju straffen. So liepen sie doir die stat mit oerer gewehr, mit bussen, spiesen und hellebarden und schloegen die duren up und hebben do ein jeder mit gewalt uth der stat gejagt, die sick nicht wolden laten doepen.“ Wer erklärte, er wolle sich taufen lassen, konnte bleiben; es waren ihrer so viele, daß die Bornahme der Taufe derselben drei Tage lang dauerte. Alle Andern mußten hinaus und den Wiedertäufern alle ihre Habe lassen; den noch nicht Angekleideten erlaubte man nicht, ihre Kleider anzulegen; Greise, Kinder und Frauen, nackt und bloß mußten sie in den Schneesturm hinaus; die, welche Geld bei sich trugen, sahen sich dessen an den Thoren beraubt — es war ein erbarmungswürdiger Anblick: „un is ein groet geschrei gewest in der stat Monster von wief und kinder.“

Mit dieser Effectscene schließt der zweite Act unsers historischen Dramas und der dritte beginnt, der uns auf die Höhe einer Entwicklung führt, welcher schwerlich etwas in der Geschichte an die Seite zu stellen ist. Bizarr-tragische, grotesk-komische Scenen sind es, welche jetzt an uns vorübergehen. Münster ist nicht mehr Münster, es ist das neue Sion, die heilige Stadt des Erdkreises. Der Prophet Matthysen bekleidet wie ein neuer Moses die höchste Gewalt und organisirt wird das heilige Gemeinwesen nach seinen unmittelbaren Offenbarungen und Visionen. Seine Anhänger toben in wiederholten Paroxysmen bilderstürmerisch wider Alles, was an die frühern Cultus- und Regierungsformen erinnert: Kirchen und Höfe der Geistlichen werden geplündert, verbrannt und vernichtet; alle Denkmäler, Gemälde, Wappen, Urkunden zerstört. An einem Tage wird



auf dem „Berge Sion“, d. h. dem Domplatz, ein unermesslicher Scheiterhaufen von allen Bibliotheken und Büchern zusammengeschnitten und unberechenbare Schätze aus alter Zeit lodern in den Flammen auf. Es wird die Gemeinschaft der Güter eingeführt; sieben Diakonen werden ernannt zur Verwaltung der allgemeinen Habe, von der was Werth besitzt und beweglich ist auf das Rathhaus gebracht werden muß. Kleidung, Nahrung, alle Bedürfnisse sollen von nun an gleich vertheilt werden an Alle. „Mehr (aber) der arm was“, bemerkt unser oben schon angeführter Autor, „der blieb arm.“ Wer arm war, der blieb es; „wenn sie etwas erhielten, so hörten sie nicht eher auf, als bis sie Alles verzehrt hatten.“

Matthysen wurde jedoch bald schon das Opfer seiner Schwärmerei. Am ersten Oftertage zog er nämlich mit einem geringen Haufen Gläubiger zum Thore hinaus, um, wie ein zweiter Gideon, die Feinde zu schlagen. Als sie auf die Vorposten des bischöflichen Heeres, das die Stadt eng umschlossen hielt, stießen, flüchteten sich die Begleiter des Propheten, dieser selbst aber wurde umringt, von einem Soldknecht mit einem Spieße niedergestoßen und dann in Stücke gehauen. Nach diesem Ende, scheint es, erfaßte der Ehrgeiz, in des untergegangenen Propheten Stelle zu treten, seinen begeistertsten Jünger, den Jan Bockelsohn. Er war Schneidergeselle, dann Hausirhändler gewesen, auch Wirth in Leyden und in Lissabon; ein Mensch von gewinnendstem Aeußern, noch sehr jung und von großer geistiger Begabung. Johann von Leyden, wie er genannt wurde, hatte von nun an immer abenteuerlichere Ideen, die geeignet waren, ihn in der Phantasie der Masse zu erheben. Zum Theil glaubte er selbst an seine Schwärmereien. Aber daß ihm bei seinen visionären Anwendungen ganz gewöhnliche Schlaubeit nicht ausging, bewies er zu gleicher Zeit durch mehre Züge. Bei seinen Absichten

stand ihm der bisherige Bürgermeister Knipperdolling als Stadtoberhaupt ohne Zweifel im Wege. Dieser unbesonnene Vater der Stadt, der seinerseits wol das Bedürfnis fühlte, seine Stellung durch etwas zu befestigen, das geeignet war, die Menge zu erhitzen und ihn als mit unmittelbaren göttlichen Offenbarungen begnadigt darzustellen, hatte sich „vom Geiste getrieben“ gefühlt, alles Hohe zu erniedrigen, wie das Niedrige erhöht werden müsse; und dieser Eingebung nach hatte er befohlen, alle Thurmspitzen der Stadt abzubrechen und niederzuwerfen. Der Befehl wurde von der zerstörungseifrigen Menge mit Jubel befolgt: Johann von Leyden aber erklärte nun, daß, nach Dem, was dem Bürgermeister durch den Geist geoffenbart worden, er selber jetzt, als der höchste und erste Mann in der Stadt, den letzten Rang einnehmen und die niedrigste Stelle bekleiden müsse: das sei die des Scharfrichters! Knipperdolling mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und unterzog sich von nun an willig der Führung des Nachrichterschwerts. Wahrscheinlich hatte Johann von Leyden dabei auch nicht übersehen, daß gerade dieses Amt am besten geeignet sei, den ehemaligen Bürgermeister um sein Ansehen beim Volke zu bringen. Johann ging dann einen Schritt weiter in theokratischer Umgestaltung der politischen Ordnung; er verlor die Sprache wie der alte Zacharias im Tempel; nach dreien Tagen aber öffnete ihm der himmlische Vater den Mund, um sein Geheiß zu erklären, daß die bisherige Obrigkeit abzuschaffen sei und die Gemeinde nach neuen Gesetzen unter 12 Aeltesten der 12 Stämme Israel's leben solle. Die Zwölf wurden zumeist aus dem frühern Rath gewählt, der Prophet ertheilte ihnen die Belehnung, indem er ihnen ein bloßes Schwert, das Schwert der Gerechtigkeit, überreichte und ließ sie nun, geleitet von seinen Eingebungen, regieren. Um diese Zeit fand sich auch eine neue Judith in

dem neuen Israel. Ein junges schönes Weib, Hilla Feycken, zog sorgfältig geschmückt aus dem Thore der Stadt, um sich unter dem Vorwande, sie habe Mittheilungen von Wichtigkeit zu machen, vor den Fürstbischof führen zu lassen und diesen dann zu ermorden. Aber ihr Vorhaben war von einem zu gleicher Zeit aus der Stadt entflohenen Bürger verrathen, und als sie ins feindliche Lager kam, wurde sie festgenommen. Nicht Tag noch Nacht, sagte sie in ihrem Verhöre aus, welches noch vorhanden ist, nicht Tag noch Nacht habe sie Ruhe gehabt, Judith's Werk zu thun. Alles Gold und Gut habe sie den Armen gegeben und sei aus ihrer Heimat in Holland nach dem neuen Jerusalem gezogen, nichts fürchtend und nichts begehrend, als ihrer Seelen Seligkeit im Worte Gottes zu suchen. Sie wurde nach kurzem Proceß enthauptet.

Johann von Leyden trat nun bald nachher mit Dem auf, was Allen die Spitze aufsetzte. Der himmlische Vater offenbarte ihm, im neuen Sion müsse die Vielweiberei eingeführt werden. Für solch eine Lehre schienen jedoch die vielbearbeiteten Gemüther des Volkes Gottes nicht hinlänglich vorbereitet. Drei Tage predigten die Propheten, um den Männern das Beispiel David's und Salomon's einleuchtend zu machen. Aber stille und geheim bleibende Einflüsse mögen bei den Männern über Nacht wieder vertilgt haben, was die Propheten bei Tage durch ihre Beredtsamkeit auferbauten; kurz, 200 der eingeborenen Bürger kamen zu dem Entschlusse, sich diesem Aeußersten zu widersetzen; sie verschworen sich zum Untergange der Fanatiker, und in der That gelang es ihnen, in einem nächtlichen Auslaufe den Propheten und seine holländischen Jünger zu fangen und glücklich einzuferkern. Leider waren sie zu schwach und ihre Plane nicht verständig genug angelegt, um das Unternehmen durchsetzen zu können; die Partei Johann's rottete sich eilig zusammen, überwältigte die

Berschworenen und befreite die Gefangenen. Diese rächten sich nun durch zahllose Hinrichtungen; 66 der Besiegten erlagen allein dem Richterschwert des ehemaligen Bürgermeisters. „Wer lusten hadde einen doit tho schlain der mogte einen nemmen und schlain den doit. Dit doit schlain heft gedueret dry ofte vehr dage lank.“ Gegen die Einführung der Vielweiberei erhob sich jetzt keine Stimme mehr.

Für Johann von Leyden aber war der Augenblick gekommen, den letzten Schritt zu thun. Nach dem Siege, der ihm seine Allmacht gezeigt hatte, stand er an seinem Ziele. Er hatte auch unverweilt die nöthige Offenbarung von Seiten des himmlischen Vaters, war aber klug genug, sie nicht selbst auszusprechen, sondern einen andern Propheten zu diesem Ende auftreten zu lassen. „Danach“, sagte er später in seinem Verhöre aus, „stand Johann Dufentschur up und propheterde, dat Johann von Leyden ein König sollte syn, darup hebben de predikanten de schrift undersocht und solchs wahr gefunden.“ Dufentschur verkündete dem Volke, daß der himmlische Vater ihm geoffenbart, daß Johann von Leyden, der heilige Mann und Prophet Gottes, ein König sein solle über den ganzen Erdkreis, über alle Kaiser, Könige, Fürsten, Herren und Gewaltige; er allein solle herrschen über alle Obrigkeiten und Keiner über ihn. Er solle einnehmen das Reich und besitzen den Stuhl David's, seines Vaters, so lange, bis Gott der Vater das Reich wieder von ihm fodern würde. Die 12 Aeltesten mußten ihre Schwerter abliefern und Dufentschur salbte den König mit den Worten: „Ich salbe dich zum Könige des neuen Tempels und des Volkes Gottes und im Angesichte alles Volkes rufe ich dich aus zum Herrscher über das neue Zion.“ — „Das Volk schwieg zu dem Allen. Der eine hat es geglaubt, der Andere nicht, mit der Offenbarung“, sagt Meister Gressbeck; „aber die Anführer hatten es so aus-

gemacht, und nachdem man den deutschen Psalm: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“ gesungen, ging Jeder ruhig nach Hause.“

König Johann aber ordnete nun mit rastloser Thätigkeit Staat und Hofstaat. Alle Aemter und Stellen wurden mit ergebenen Männern besetzt. Die Curie eines Domherrn wurde zum königlichen Palast hergerichtet und ein vollständiger Hofdienst gebildet: höchste Hofchargen, Officianten, Küchenmeister, Mundschenken, Kammerdiener, Kammerlakaien, Tafeldecker u. s. w. u. s. w. ernannt. Die Kirchenkleinodien und Paramente dienten zur Anfertigung des königlichen Ornat's, der Kronen, des Scepters, der schweren goldenen Halskette mit dem von zwei Schwertern durchstochenen Reichsapfel, daran die Inschrift: „Ein König der Gerechtigkeit über Alle.“ Mit Gold beschlagen waren Sattel und Reitzzeug seiner Pferde, golden die Sporen. 28 Trabanten in rothen und himmelblauen Röcken, die auf dem Armel gestickt das königliche Wappen, die Erdfugel mit den Schwertern trugen, bildeten die Leibwache; ebenso waren die Hofbeamten nach ihrem Range uniformirt. Auch zwei Oberfeldherren ernannte der König, umgab sich mit einem Geheimen Rath und erhob Knipperdolling, den er jetzt nicht mehr zu fürchten hatte, aus seiner Scharfrichterstellung zum Ersten in Israel nach dem Könige, zu des Königs Statthalter.

Den Hofstaat vervollständigte der Harem. König Johann beglückte die 17 hervorragendsten Schönheiten der Stadt durch Herz und Hand; die Erste unter ihnen war Diwara, des erschlagenen Propheten Matthysen Witwe. Diesen Frauen wurde die neben des Königs Wohnung liegende ehemalige Curie eines der Prälaten des Doms eingerichtet und mit jener in Verbindung gesetzt. Das Mahl nahm der König täglich gemeinschaftlich mit den Frauen ein; nach demselben trat er an eine Tafel, worauf die Namen der Frauen geschrieben

standen und befestigte bei einem derselben einen kleinen Pflock; dies war die Art, wie der Sultan von Münster das Schnupftuch zuwarf. Die Erlorene wurde dann gebadet, parfümirt und geschmückt, ein duftiger Kranz wurde ihr durchs Haar geflochten.

Drei mal in der Woche begab sich der König auf den Markt, um auf seinem prächtigen dort aufgeschlagenen Throne des Richteramts zu walten. Es war jedesmal ein feierlicher Zug, mit Zinken- und Flötenbläsern, mit allen Großen des Reichs, allen Würdenträgern des Hofes; Pagen schritten vor seinem Zelter her und trugen Bibel und Schwert. Wer dem Könige nahte, mußte niederfallen auf sein Angesicht. Die vorgebrachten Streitigkeiten betrafen zu meist äußerst zuchtlose Ehesachen. Ein Theil der Frauen in der Stadt war in einer fortwährenden stillen Empörung wegen der Vielweiberei; die eigentlichen zuerst getrauten Hausfrauen konnten nicht vermocht werden, den spätern gleiche Rechte mit sich einzuräumen. „Altit (allezeit)“, sagt Meister Gresbeck „was dair ein Schelden und Kiven mank (unter) den frowen. So en konden sie sick nicht tho hope verdragen, dat sie nummer frede tho hope hedden, dat alle dage clagh gwam (kam) sur die propheten.“ „Zulezt“ — erzählt dieser Autor, dem wir so viele charakteristische Züge zum Gesamtbilde dieses Treibens verdanken — „wußten die Propheten sich nicht anders zu rathen, als daß sie einen Theil der Frauen, welche die ersten Frauen ihrer Männer waren, nahmen und schlugen denen die Köpfe ab, den andern zum abschreckenden Beispiel.“ „So hebben sie die frowenluede ein wenig gestillt. Mehr dat en heft nich lange gedueret. Der haet (Haß) is al under in (ihnen) gewest, dat der duwel hat regiert mit dem ehestand und mit den wiveren, dat dair gein rael tho en was.“ Endlich ergriff man das Auskunftsmittel, alle und jegliche, vor der Wiedertaufe geschlossenen Ehen für null

und nichtig zu erklären: wer die Frau, die ihm vor der Wiedertaufe angetraut, behalten wollte, mußte sich aufs neue von den Propheten und Prädicanten mit ihr trauen lassen. Dadurch wurden denn freilich die Ansprüche der ersten Frauen radical beseitigt und sie ganz gleich gestellt den zuletzt genommenen. Und doch blieb diese ganze Seite des Wiedertäuferswesens Das, was dem König Johann die schwersten Sorgen machte. Er hatte alle in ihm liegende Thatkraft nöthig, um durch den äußersten Terrorismus seinen Willen gegen die zahlreichen der Vielweiberei widerstrebenden Bürger, Männer und Frauen, durchzusetzen. Gereizt vom Widerstande ging er so weit, daß er Unverheirathete endlich gar nicht mehr duldete; auch blutjunge Mädchen, Kinder, wurden zur Ehe gezwungen, und zumeist den Holländern und Friesen angetraut.

Gleich nach seiner Thronerhebung hatte Johann sein Augenmerk auf die Vertheidigung der Stadt gerichtet und sich eine Cavalerie geschaffen, die er durch seine Oberfeldherren, zwei nach Münster verschlagene Junker, auf dem Domplatz einüben ließ. Dieser Domplatz war überhaupt der Schauplatz aller Festlichkeiten und andern Vorgänge; hier speiste das Volk an großen Tafeln und König Johann ging umher und brach und reichte das Brot des Abendmahls, die Königin Diwara aber, ihm folgend, bot den Wein dar. Von hier aus wurden auch die 27 Apostel ausgesendet, um in den vier Gegenden der Welt die Lehre vom Reiche Gottes zu predigen: hier wurden die Hinrichtungen zum großen Theile vorgenommen, bei denen Johann oft eigenhändig den Scharfrichter machte — wie er z. B. einen Landsknecht beim Mahle köpfte, der ihm freche Antworten gegeben, und später einer seiner Frauen, Elisabeth Wandscherer, den Kopf abschlug, weil sie an der

Schücking, Westfalen.

göttlichen Sendung ihres Herrn, der sich gültlich thue, während das Volk hungere, Zweifel geäußert. Die andern Weiber mußten dann mit dem König um den Leichnam tanzen!

Es ist übrigens gewiß, daß, wie wir schon erwähnten, Johann von Leyden kein kalt berechnender Betrüger war, sondern daß er, wenigstens zum Theil, an seine Offenbarungen und die Welt der Wunder, in welcher man lebte, glaubte. So gelang es z. B. einem Verräther, ihn durch ein vorgegebenes Wunder völlig zu täuschen. Einer der ausgesandten Apostel, ein Schulmeister Graes, erlöste sich aus der Gefangenschaft des Fürstbischofs, in welche er gefallen war, durch das Versprechen, die geheimsten Anschläge der Wiedertäufer und ihre Verbindungen in andern Städten erforschen und diese dem Bischofe mittheilen zu wollen. Er ließ sich nun, an Händen und Füßen gebunden, des Nachts vor eines der Thore von Münster legen; als man ihn am andern Morgen von der Stadt aus entdeckte und hereinholte, gab er vor, daß er auf die wunderbarste Weise von Gott aus den Händen der Feinde errettet sei. Er habe in den Kerker der bischöflichen Burg Iburg gefangen gelegen; in der Nacht aber sei ein Engel des Herrn gekommen und habe ihn durch die Luft entführt und an die Thore des neuen Sion getragen. Johann von Leyden glaubte an dieses Vorgeben und ging in die plump angelegte Falle. Er schenkte dem also von Gott begnadigten Schulmeister sein rückhaltloses Vertrauen; er nahm sein Anerbieten an, nach Wesel, Deventer, Amsterdam zu wandern, um die dort wohnenden Brüder zum Entsatz der Stadt herbeizurufen. Der König rüstete ihn dazu mit 200 Gulden als Zehrpennig aus. Graes ging, aber statt nach Sion kehrte er von seiner Reise zum Feldlager des Fürstbischofs zurück, und die Folge war eine allgemeine Verfolgung der Wiedertäufer in den von Graes besuchten Städten in den Nieder-



landen und in Wesel, wo zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen wurden.

Ueberhaupt hatte König Johann mit seinen Propheten alle Hoffnungen auf die Hülfe seiner Glaubensbrüder im Reich und in den Niederlanden gesetzt, und ließ es an Emissaren, um sie in Bewegung zu bringen, nicht fehlen. Und in der That, wenn man die auffallend große Verbreitung der Chiliafischen und wiedertäuferischen Lehren ins Auge faßt, so kann man seine Hoffnungen nicht chimärisch nennen. Eine allgemeine Gährung hatte sich der untersten Volksklassen, besonders der Handwerker, in den deutschen Städten bemächtigt, und wiedertäuferische Vorstellungen tauchten an den verschiedensten Orten auf: in Preußen, in Mähren, im obern Berrathale, in Erfurt, in Anhalt, in den fränkisch-brandenburgischen Landen, im obern Remsthal, in Bern, in Strasburg, in Köln, in Kleve, überall waren Anabaptisten, oft zu Tausenden, verbreitet. Ein König der Wiedertäufer tauchte auch in der Nähe von Augsburg auf. Am zahlreichsten waren sie aber in den Niederlanden, wo sie z. B. nahe daran waren, durch einen Aufruhr sich Amsterdams zu bemächtigen. Wo sie sich jedoch gewaffnet erhoben, wurden sie durch die wachgewordene Vorsicht der Obrigkeit mit Energie auseinandergetrieben und dann wurde schonungslos und unbarmherzig mit ihnen verfahren. So kam es, daß der von außen her erwartete Zuzug und Entsatz der belagerten Stadt Münster ausblieb und daß sich die Gewalthaber und Propheten in letzterer immer näher vom Untergang bedroht sahen.

Der Fürstbischof Franz von Waldeck hatte im Frühjahr 1534 begonnen, die Stadt mit angeworbenen Kriegsvölkern, zu denen benachbarte Fürsten Hülfsstruppen sandten, zu umlagern. Aber mit ebenso viel Ungeschick und Nachdrucklosigkeit, wie anfangs diese Belagerung geführt wurde, mit ebenso viel

Eifer und Muth vertheidigten sich die Belagerten; die fürstlichen Truppen schnitten ihnen nicht einmal durch eine vollständige Einschließung den Verkehr mit den Nachbarstädten und Nachbarländern ab. Der Fürstbischof wandte sich endlich, nachdem mehre Stürme mißlungen und von der Löwenmuthigen Tapferkeit der Wiedertäufer, die mit einer todesverachtenden Hingabe kämpften, abgeschlagen waren, an seine Mitstände im westfälischen und in den rheinischen Kreisen. Nach langen Verhandlungen und mehrfachem Tagen in Köln und in Mainz vereinigte man sich nun im December 1534 in Koblenz zur Aufbringung von weitem 3000 Mann Truppen und einer Geldbeihülfe von monatlich 15,000 Gulden; Graf Whirich von Dhaun ward zum Feldobersten ernannt; von Köln, Trier, Kleve und Hessen verordnete Kriegsräthe sollten ihm zur Seite stehen. Dies Alles reichte jedoch zur Einnahme der wohlbesetzten Stadt nicht hin, nur zu ihrer völligen Einschließung genügte es. Diese wurde denn auch endlich bewerkstelligt und den Belagerten die Zufuhr abgeschnitten. Eine Reichsversammlung in Worms im April 1535 schrieb dann 1¼ Monat der letzten „Reichshülfe“ behufs Unterstützung der Belagerung aus, und bestätigte den in Koblenz ernannten Feldobersten im Namen des Reichs. Whirich von Dhaun blieb bei dem schon vor seiner Ankunft im Lager angenommenen Belagerungssystem, von neben festen Blockhäusern aus die Stadt eng umschlossen und abgesperrt zu halten. Diese passive Art der Kriegführung war aber die Ursache, daß das himmlische Reich im neuen Sion so lange, bis tief in den Juni 1535 hinein, seine Existenz fristen konnte. Freilich hatte schon lange der Mangel in der Stadt in einer Weise überhandgenommen, welche nach und nach eine ganz entsetzliche Höhe erreichte. Der Hunger rief Gräuelpredigten hervor, die Alles, was erdenkbar ist, überstiegen. Aber die Propheten blieben standhaft. Nicht eher,

antworteten sie auf die letzte Auffoderung zur Uebergabe, würden sie die Stadt übergeben, bis es ihnen durch eine göttliche Offenbarung vom himmlischen Vater geboten werde. Johann von Leyden hatte für den äußersten Nothfall beschlossen, mit den Seinen sich durch das Heer der Belagerer zu schlagen und nach Holland zu retten. Aber er zögerte zu lange mit der Durchführung eines Entschlusses, der ihm vielleicht, bei der Schwäche der feindlichen Truppenaufstellungen, glücklich gelungen wäre.

Die Stadt fiel früher durch Verrath. Ein Söldner, Hans von der Langenstraat, hatte sich nächtlich mit sieben andern Landsknechten, unter ihnen der Schreiner Gresbeck, dem wir das mehrfach erwähnte merkwürdige Tagebuch über die Wiedertäufer verdanken, zur Stadt hinausgerettet. Langenstraat und Gresbeck boten nun dem Fürstbischof an, an einer ihnen bekannten schwachen Stelle der Befestigungen Truppen in die Stadt bringen und diese einnehmen zu wollen, wenn man ihnen vertraue und Amnestie ertheile. Diese Vorschläge wurden angenommen; 400 erlesene Soldaten unter dem Hauptmann Wilken-Stedingk rüsteten sich in der Nacht des 24. Juni, den Ueberfall auszuführen. Der Anschlag wurde durch ein heftiges Gewitter begünstigt. Die Festungsgräben werden im Stillen überbrückt, der Wall wird erklimmen, die eingeschlafenen Posten werden niedergehauen. Die fürstlichen Truppen dringen dann ungehindert bis in den Kern der Stadt. Unterdeß aber sind die Wiedertäufer alarmirt, herbeigestürzt und es entspinnt sich ein verzweifelter Kampf, auf dem Domplatz und dem Marke; während die Männer sich mit den Truppen schlagen, eilen die Weiber auf die Wälle und schießen auf gut Glück in die Nacht hinein; die im Lager gebliebenen Truppen halten deshalb ihre eingedrungenen Kameraden für überwältigt, umsomehr, als es den Wiedertäufern gelingt, ein von

Wilken = Stedingk geöffnetes Thor wieder zu schließen. Die Mannschaft des Letztern hat deshalb einen harten Stand. Doch läßt der König um 2 Uhr Nachts Vorschläge zu Unterhandlungen machen, und während einer kurzen Waffenruhe, welche jetzt folgt, gelingt es einigen Soldaten, vom Walle aus den Bischöflichen draußen Zeichen zu geben und sie durch Signale herbeizurufen. Diese stürmen nun, dringen endlich von allen Seiten über die Wälle in die Stadt; die Wiedertäufer erliegen, nur 200 wehren sich noch hinter einer Barrikade wie Rasende, bis man zuletzt durch das Versprechen von Gnade sie zur Waffenstreckung bewegt. Das Versprechen wurde nicht gehalten. Morden, Gemetzel und Plünderung durchtobt jetzt die Stadt. Rottmann ist so glücklich im Tumult zu entkommen. König Johann hat auf dem Aegidii-Thore einen Versteck gefunden, aber durch den Verrath eines Knaben fällt er dem Feinde in die Hände; die goldene Kette wird ihm vom Halse gerissen und gebunden schleppt man ihn in seine Wohnung. Nach drei Tagen wird auch Knipperdolling aus einem Versteck hervorgezogen; der Kanzler Krechting wird in einem Kloster verborgen gefunden — alle Drei werden in Kerker geworfen und für eine unmensliche Bestrafung aufgespart. Zuerst werden sie in peinliche Verhöre mit Anwendung der Folter genommen; evangelische Theologen werden zu ihnen gesendet, um Religionsgespräche mit ihnen zu führen; dann sendet man sie in eisernen Käfigen benachbarten Fürsten, z. B. dem Herzoge von Kleve nach Bielefeld, zur Ansicht zu; endlich, nach sechs Monaten erst, während welcher sie in verschiedenen Stiftsvesten in Haft gehalten sind, werden sie zur Execution nach Münster zurückgeführt. Der 22. Jan. 1536 war dazu anberaunt und das Gerüst in der Nähe derselben Stelle aufgeschlagen, wo einst Johann's königlicher Thron stand. Sie hatten sich während der Zeit ihrer Gefangenschaft im Ganzen

würdig und gefaßt benommen; gefaßt und muthig gingen sie auch der fürchterlichen Todesqual entgegen, der der Fürstbischof selbst und Abgeordnete des Erzbischofs von Köln und des Herzogs von Kleve beiwohnten. An Pfähle gekettet wurden sie mit glühenden Zangen gezwickt, — man quälte den König eine Stunde lang —, dann endete man ihre Qualen, indem man glühende Dolche ihnen in Gurgel und Herz stieß. Die Leichen wurden in den noch vorhandenen eisernen Käfigen an der Südseite des hohen St.-Lambertithurmes aufgehängt, der König erhöht in der Mitte.

Daß in der Stadt auf die entsetzliche Zeit eine weitgehende politische Reaction folgte, läßt sich voraussetzen. Die ehemalige, den Verhältnissen einer Freien Reichsstadt sich annähernde Selbständigkeit und Unabhängigkeit wurde vom Fürsten, Domcapitel und Ritterschaft vollständig unterdrückt. Innerhalb der Stadt ward eine von fürstlichen Truppen besetzte Befestigung angelegt. Der Rath der Stadt, ward bestimmt, sollte nicht mehr von den Bürgern erwählt, sondern vom Fürsten ernannt werden. Daß der Katholicismus mit Strenge wieder eingeführt wurde, versteht sich von selbst. Zwar hatte Fürstbischof Franz von Waldeck selbst die Grundsätze der Reformation angenommen und zeigte sich im Jahre 1543 entschlossen, die Reformation in seinen drei Stiftern Münster, Osnabrück und Minden einzuführen; die Macht jedoch, welche nach der Ueberwältigung der Wiedertäufer die Ritterschaft und das Domcapitel von Münster den Bürgern genommen und sich selber zugelegt hatten, war es hauptsächlich, woran sein Vorhaben scheiterte. Die Niederlage des Schmalkaldischen Bundes bei Mühlberg vernichtete seine Plane gänzlich, und auf einem Landtage zu Osnabrück 1548 erklärte Franz von Waldeck endlich, daß er der Augsburgerischen Confession entsagen und der katholischen Kirche treu bleiben wolle. Es war in der elften Stunde — Papst

Paul III. hatte schon dem Capitel von Osnabrück die Ermächtigung erteilt, einen andern Fürstbischöf zu wählen!

Die durch den Wiedertäufer-Aufruhr hart mitgenommene Stadt suchte sich nun von ihren Wunden zu heilen, die, wenn die politischen Freiheiten auch bald wieder errungen wurden, doch kaum vernarbt waren, als der Dreißigjährige Krieg hereinbrach. Eine Entschädigung für die Drangsale dieser Zeit ward Münster durch den Congrèß, welcher hier den Krieg beendete und den die Gesandten der katholischen Mächte bildeten, während die der protestantischen in Osnabrück tagten. Es war eine große und glänzende Versammlung der bedeutendsten Diplomaten jener Zeit: ein zahlreiches Gefolge scharte sich um sie, Pagen und Hellebardiere, Stallmeister und Edelleute, wenn sie in ihren sammetbedeckten Kutschen daherrollten, diese Penneranda, Nassau, Trauttmansdorff, Drenstierna, d'Abaux, Longueville und, um ihrer nicht zu vergessen, die schöne und geistreiche Herzogin von Longueville, die sich hier die Muße damit vertrieb, die gelahrten deutschen Doctoren, die Herren Bultejus und Lampadius aufzuziehen. Die Verhandlungen zogen sich, wie man weiß, sehr in die Länge. Erst nach Jahren kam der Separatsfriede zwischen der Krone Spanien und den Niederlanden zustande und wurde auf dem Marktplatz von einer teppichgeschmückten Bühne herab unter Kanonendonner und Glockengeläute verlesen; ein halbes Jahr später (14. Oct. 1648) wurde dann der allgemeine Friede von den Gesandten in dem Gebäude, welches heute der Sitz der königlichen Regierung ist, unterschrieben. Die Congrèßsitzungen selbst wurden in dem großen Saale des Rathhauses gehalten. Diesen sogenannten „Friedenssaal“ schmücken noch heute die wohlerhaltenen und trefflich gemalten Bildnisse sämtlicher Gesandten; er ist kürzlich restaurirt und enthält mehre Sehenswürdigkeiten — Andenken an Johann von Leyden,

wie sein Thronbett, die Marterwerkzeuge für ihn, Glasgemälde u. s. w. —, sodaß ein Besuch nicht zu unterlassen ist.

Die Ruhe, welcher die Stadt sich nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens erfreuen durfte, war nicht von langer Dauer. Schon nach drei Jahren hob die Wahl des Domcapitels einen Herrn auf den erledigten bischöflichen Stuhl von Münster, dessen kriegerischer Geist neue Stürme heraufbeschwor. Es war Christoph Bernhard von Galen, jener große und energische Charakter, welcher zum letzten male im Reiche einen der alten streitbaren und mächtigen Bischöfe darstellte, die den Harnisch über dem Chorrock trugen und die Mission des Hirtenstabes mit der des Schwertes verbanden oder jene auch wol über diese vergaßen. Bernhard von Galen, aus einem alten westfälischen Geschlechte, das sich, wie so viele westfälische Familien, auch in den Ostseeländern unter dem Deutschen Orden auszeichnete — der Vater des Bischofs war Erzmarschall von Kurland und Semgallen — hatte sich, obwol er eine durch und durch militärische Natur war, früh der Kirche gewidmet. Kaum sieben Jahre ält war er bereits zu einer Dompräbende in Münster präsentirt; 1650 wurde er zum Fürstbischof erwählt und richtete zuerst seine Sorge mit großer Thätigkeit auf die Befreiung des Landes von den noch aus den Kriegszeitzen darin zurückgebliebenen feindlichen Besatzungen. Daneben war sein Augenmerk bald auf die Errichtung einer tüchtigen Kriegsmacht gerichtet — einer Kriegsmacht, welche er nach und nach so vermehrte, daß er im Jahre 1672 den Krieg gegen die Niederlande mit einem Heere von 19 Regimentern und 10 nichtregimentirten Schwadronen Reiterei und von 27 Regimentern Infanterie, von 12 — 17 Compagnien jedes, nebst etwa 24 besondern Freicompagnien eröffnete. Die Artillerie bestand außer den Feldstücken der Regimenter aus 115 bespannten Geschützen, darunter Haubizen, deren Anwendung

damals noch fast unbekannt war. Das war eine Heeresmacht, wie sie nur mit Mühe das ganze Heilige Römische Reich zusammenbrachte, wenn etwa die Türkennoth am höchsten gestiegen! Auch mochte die Unterhaltung derselben nur dadurch möglich sein, daß Christoph Bernhard eben auch der letzte Kriegsherr war, der, nach der Weise des dreißigjährigen Kampfes, den Krieg sich durch den Krieg ernähren ließ, statt, wie die ihm folgenden Heerführer, mit Geld, Geld und abermals Geld!

Die erste Gelegenheit, seinen kriegerischen Hang zu befriedigen, gewährte Christoph Bernhard die Hauptstadt seines eigenen Landes. Irrungen, welche über die beiderseitigen Rechte entstanden waren, entschloß sich der Fürst mit dem Schwerte zu schlichten und umlagerte die Stadt mit seinen Truppen. In den Bürgern aber schien die alte Hartnäckigkeit, welche während der Wiedertäuferzeit so tapfer ihre Wälle vertheidigt hatte, nicht erloschen. Sie leisteten muthig Widerstand; nach zweimonatlicher Belagerung mußten sie sich jedoch, durch ein fortwährendes furchtbares Bombardement gezwungen — führte Christoph Bernhard doch bei den Holländern später den Namen des Bombenfürsten — unterwerfen. Die Zwistigkeiten erhoben sich dann freilich bald aufs neue. Die Städter trotzten diesmal auf den in Aussicht gestellten Beistand der Generalstaaten, der Fürst schritt zur abermaligen Einschließung und bezwang die trotzigen Bürger durch seine Geschütze weniger als durch den in der Stadt einreisenden Mangel. Um die alte Freiheit und Unabhängigkeit der Gemeinde aber war es jetzt ein für alle mal geschehen; sie mußte Bedingungen annehmen, die sie zu einer fürstlichen Landesstadt erniedrigten. Im Jahre 1664 wurde Christoph Bernhard zu einem der Directoren der Reichsarmee wider die Türken ernannt und war in jenem Jahre, dem der Schlacht bei St.-Gotthard, in Ungarn. Im folgen-



den Jahre schloß er ein Bündniß mit König Karl II. von England, welcher im Kriege mit den Holländern begriffen war. Christoph Bernhard hatte den Generalstaaten ihre Unterstützung seiner widerseßlichen Hauptstadt nicht vergeben; dazu kamen Ansprüche, welche er machte auf eine in den Provinzen liegende, aber von Münster zu Lehn gehende Herrschaft Borkeloh, sowie vielfache andere Beschwerden und Irrungen. Am 23. Sept. 1665 brach Christoph Bernhard mit seinem Heere in die Landschaft Twenthe ein, nahm eine Stadt nach der andern und sandte seine Streifcorps bis unter die Mauern von Gröningen. Im Ganzen ergab der Feldzug jedoch kein befriedigendes Resultat. König Ludwig XIV. war auf die Seite der Generalstaaten getreten. Die münsterischen Truppen mußten sich zurückziehen, die von den Engländern verheißenen Subsidien blieben aus, der Kaiser mahnte von der weitem Kriegsführung ab und so ließ sich denn Christoph Bernhard auf die Unterhandlungen ein, welche zu Kleve eröffnet wurden. Natürlich konnte dieser Schritt des Allirten den Machthabern in England nur sehr unwillkommen sein. Um den Abschluß des Friedens zu hintertreiben, sandte König Karl II. deshalb den ausgezeichnetsten seiner Diplomaten, den berühmten Lord William Temple, an den Fürstbischof von Münster. Die Memoiren und die diplomatische Correspondenz Temple's enthalten interessante Daten über diese in das Herz von Westfalen unternommene Reise und über den Fürsten selbst. Temple charakterisirt ihn mit den Worten:

„Dieser Fürst ist ein Mann von Geist und, was mehr gilt, er hat viel Urtheil und eine große Begierde nach Ruhm und Ehre; er ist im eigentlichen Sinne ein esprit rémuant. Aber mit der Lebendigkeit seines Geistes steht die Kraft seines Körpers nicht mehr im Gleichgewicht; denn er ist, wie ich glaube, ungefähr 55 oder 56 Jahre alt und leidet an einem

Uebel, wovon bei der Lebensart, die er führt, keine Heilung zu erwarten steht — nämlich am Podagra. In seiner Jugend war er Soldat und wahrlich, er scheint mehr dazu geboren, den Degen als den Krummstab zu führen. Gegen die Holländer hegt er einen unverföhnlichen Groll, weil sie den Aufruhr der Stadt Münster begünstigt haben: gegenwärtig läßt er eine Citadelle bauen, die stark genug sein soll, die Bürger dieser Stadt im Zaum zu halten. Er scheint ebenso kühn als fest und beharrlich in seinen Entschlüssen und allem Ansehen nach wird er entweder das Ziel seiner Unternehmung erreichen oder vor Aerger und Unmuth sterben. Er betheuert, alle Versprechen erfüllen zu wollen mit deutscher Treue und Redlichkeit (*sive sincera et germanica*), ein Ausdruck, den er sehr liebt und häufig gebraucht. Er ist der einzige Deutsche, den ich bis jetzt noch gut Latein habe reden hören: doch spricht er diese Sprache mehr als Hof- und Staatsmann denn als Gelehrter. Er sagt, wenn sein Unternehmen scheitern sollte und seine Länder verlorengingen, so werde er seine Lage darum nicht eben für schlimmer halten: in diesem Falle nämlich will er sich nach Italien zurückziehen, und er behauptet, daß er in der Bank von Venedig Geld genug habe, um sich einen Cardinalsstuhl zu kaufen; aber seine Absicht sei, erst noch sein Glück zu versuchen und Lärm in der Welt zu machen, ehe er die Welt verlasse.“

Von seiner Reise, die, von Brüssel aus unternommen, über Düsseldorf ging und mit den größten Gefahren und Beschwerden verknüpft war, erzählt Temple:

„Am andern Morgen ritt ich nach Dortmund hinein, und da ich erfuhr, daß auf 5 — 6 Stunden im Umkreise Alles voll von brandenburgischen Truppen liege, so depeschirte ich einen deutschen Edelmann aus meinem Gefolge mit einem Briefe nach Münster, worin ich den Bischof von meinem

Aufenthaltssorte und meiner Lage in Kenntniß setzte und mir aufs schleunigste eine hinreichende Garde erbat, um meinen Weg in aller Sicherheit vollenden zu können. Der Edelmann meldete in der folgenden Nacht zurück, daß am nächsten Morgen um 8 Uhr ein Commandant des Bischofs an der Spitze von 1200 Pferden ganz nahe bei Dortmund erscheinen und mich abwarten würde. Mit dieser Bedeckung langte ich denn nach einem bequemen Marsche von ungefähr vier Stunden in einem der bischöflichen Schlösser an, woselbst ich durch den Generallieutenant Gorgas, einen geborenen Schottländer, der in Diensten des Bischofs steht, empfangen ward. Dieser Offizier ermangelte nicht, mir alle nur ersinnliche Ehre zu erweisen; übrigens sah ich in dem Hause nichts Bemerkenswerthes, außer daß man dort nach echtkanonischer Weise trank. Kaum war ich in einen großen Saal geführt, wo wir eine Menge wohlgefüllter Flaschen in Reihen aufgepflanzt fanden, als der General Wein verlangte, um die Gesundheit des Königs zu trinken. Man brachte ihm eine Glocke von vergoldetem Silber, die ungefähr zwei Maß oder auch mehr halten mochte. Er nahm den Klöppel heraus und gab ihn mir, um anzudeuten, daß er mir zutrinken wolle. Nun füllte er die Glocke und trank den ganzen Inhalt auf die Gesundheit Sr. Majestät rein aus: darauf begehrte er den Klöppel von mir zurück, hing ihn ein, drehte die Glocke um und läutete, um zu zeigen, daß er ein ehrliches Spiel gespielt und nichts darin gelassen habe. Nach dieser Ceremonie nahm er den Klöppel wieder heraus, und bat mich, ihn nach Belieben einem aus der Gesellschaft zu geben, der mir Bescheid thun solle: demnächst ließ er die Glocke abermals füllen und reichte sie mir hin. Ich, der ich nicht gewohnt bin zu trinken und in dieser Art von Complimenten meine Gaben wenig versucht habe, führte immer einige Edelleute bei mir, die bei solchen Gelegen-

heiten meine Stelle vertreten: und so hatte ich das Vergnügen, die Gesundheit im Kreise herumgehen zu sehen, ohne daß ich nöthig hatte, mehr zu trinken, als mir beliebte.“

„Am nächstfolgenden Nachmittag kam mir der Bischof selbst etwa eine Stunde von Münster entgegen an der Spitze von 400 Reitern, die sämmtlich das Ansehen trefflicher Truppen hatten. Eine Garde von 100 Haiducken, die er aus seinem letzten Feldzuge von Ungarn mitgebracht hatte, lief vor seiner Carrosse her, die sich sehr schnell bewegte. Diese Gardisten trugen ganz kurze braune Oberkleider und Mützen von derselben Farbe, den Degen an der Seite, eine Streitart im Gurt und auf dem Rücken an einem ledernen Bandalier einen gezogenen Carabiner. In diesem Aufzuge liefen sie fast im großen Galopp, wobei sie gleichwol eine bewunderungswürdige Ordnung hielten, und man sagte mir, sie bedienten sich ihrer Carabiner mit solcher Geschicklichkeit, daß sie einen Thaler mit einer Kugel von der Größe einer dicken Erbse in der Entfernung von 200 Ruthen treffen könnten! Als die Kutsche auf 100 Schritt nahe war, hielt sie still. Ich sah den Bischof in Begleitung des Prinzen von Homburg aussteigen und sprang alsbald vom Pferde, um ihm zwischen seinem Wagen und meinen Pferden zu begegnen. Nach den ersten Bewillkommungen nöthigte er mich in den Wagen und verlangte durchaus, daß ich allein den Sitz im Hintergrunde einnehmen sollte, während er und der General sich mir gegenübersetzten. Ich wollte dies ablehnen und sagte deshalb, daß ich mit gar keinem Charakter bekleidet sei. Allein er erwiderte, sein Agent habe ihm geschrieben, daß ich Briefe von Sr. Majestät mitbrächte, die mich *Oratorem nostrum* nannten, und er wisse wol, welcher Respect einem Manne gebühre, dem ein großer Monarch diesen Titel beilege. Ich habe niemals Schwierigkeiten gemacht, Ehren anzunehmen, die man dem Charakter,

womit der König seine Diener bekleidet, erwies: darum willigte ich auch jetzt ohne weitere Umstände ein; aber ich weiffagte mir aus diesem Empfang für meinen eigentlichen Zweck keinen günstigen Erfolg, eingedenk des spanischen Sprüchwortes:

Quien te hace mas corte que no suele hacer  
O te ha d'engañar o te ha menester.“ \*)

In der That kam Temple zu spät, der Friede war bereits, wie Christoph Bernhard sehr wohl wußte, am 18. April 1666 abgeschlossen. Der Fürst verschwieg dies jedoch und bot Alles auf, den Diplomaten hinzuhalten und in Münster zu fesseln, damit dieser den englischen Agenten, welche in Brüssel Geldzahlungen an des Bischofs Beauftragte zu machen hatten, nicht zeitig Gegenbefehl gebe; der Diplomat dagegen strengte alle seine Schlaubeit an, um rasch fortzukommen, und in Brüssel den Zahlungen Einhalt zu thun; er wußte sich endlich nicht anders zu rathen, als verkleidet Nachts mit einem paar Begleitern sich zum Thore hinauszustehlen!

Im Jahre 1672 begann Christoph Bernhard den Krieg mit den Holländern, diesmal alliiert mit Frankreich, England und Kurköln, aufs neue. Ein Krieg mit Brandenburg kam in demselben Jahre hinzu, um den kriegerischen Bischof vollauf zu beschäftigen. Es würde jedoch zu weit führen, ihn auf diesen und allen seinen folgenden zahlreichen Feldzügen in Ungarn, am Oberrhein und im Elsaß, gegen die Schweden an der untern Weser, auf der Insel Rügen, in Dänemark u. s. w. zu verfolgen. Wir erwähnen nur noch, daß bei aller dieser kriegerischen Thätigkeit unausgesetzt die Sorge für die Hebung des Landes, dann aber auch strenger Eifer für die Kirche, welcher er als Bischof angehörte, nebenherging. Er starb auf dem Schlosse zu Alhaus am 29. Sept. 1678 und

\*) Wer den Rücken tiefer als üblich thut biegen,  
Wird deiner bedürfen oder will dich betrügen.

ward im Dome zu Münster begraben, wo die drei Galen'schen Kapellen seine Epitaphien umschließen.

Unter seinen Nachfolgern auf dem bischöflichen Stuhl sind der prachtliebende Clemens August, Herzog von Baiern und Bruder Kaiser Karl's VII. zu nennen, von welchem eine große Anzahl Schloß- und Kirchenbauten herrühren; dann Maximilian Friedrich, Graf zu Königsegg-Rothenfels, der wie Clemens August die Mitra von Münster mit dem Kurhut von Köln vereinigte, und die Verwaltung des Bisthums (1762) den Händen eines der größten und erleuchtetsten Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts überließ. Dies war Franz Friedrich Wilhelm Freiherr von Fürstenberg, dessen schon oben in Beziehung auf seine Thätigkeit für Schule und Unterricht erwähnt ist. Außer dieser Richtung seines weitumfassenden Geistes hat Fürstenberg jedoch in jedem Zweige der Verwaltung unübersehbare Fortschritte veranlaßt. Er begann die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Gemeinheitstheilungen, sorgte für die Landwirthschaft, ließ Straßen bauen und verbesserte das Kriegswesen des Landes; er ist der erste Stifter oder Errichter einer nach dem später in Preußen adoptirten System eingerichteten Landwehr. Wichtiger als alles Das aber war der Geist von Duldsamkeit und vergleichungsweise Helligkeit, der sich unter Fürstenberg, einem vorzugsweise der Mathematik und den sciences exactes sich zuneigendem Kopfe, im Münsterlande verbreitete und in welchem auch jener Versuch wurzelte, die Speculation mit dem Glauben zu versöhnen, der als Hermes'sche Philosophie soviel Aufsehen gemacht hat. Fürstenberg war es auch, um den sich in Münster jener Kreis von ausgezeichneten Intelligenzen, die Fürstin Galyzin, Jacobi, Hemsterhuis, Hamann der Magus aus Norden, Overberg, Sprickmann sammelte, zu dem später Graf Leopold von Stolberg trat. Die einzelnen Gestalten dieses Kreises sind so oft

und ausführlich charakterisirt, daß wir uns enthalten können, ihretwegen eine Abschweifung in die literarischen und socialen Zustände jener Zeit und ihre gefühlphilosophischen Stimmungen zu machen.\*) Nur zur Charakteristik der Fürstin Galyzin können wir uns nicht versagen, ein paar Züge des Bildes mitzutheilen, das wir früher an einem andern Orte gezeichnet haben\*\*), weil sie eine durchaus exceptionelle Erscheinung war, welche den Psychologen eine Anzahl der anziehendsten Seiten darbietet.

Die Gräfin Amalie von Schmettau, Tochter des preussischen General-Feldmarschalls von Schmettau, geboren 1748 zu Berlin, zu Breslau in der katholischen Religion erzogen, vereinte mit allen Eigenschaften, welche ein weibliches Wesen liebenswürdig und geliebt machen, welche sie zur bewunderten Salondame erhoben, einen männlich zersetzenden, mathematischen Verstand, der sie an der Hand de Lametrie's in die Metaphysik trieb, und ein höherer Ahnungen sich bewußtes Gemüth, das sie, Hülfe und Anhalt suchend unter den Atomen Diderot's, wie eine irrende Seele umherflattern ließ, in den unendlichen, Schwindel erregenden Kreisen den Anfang und das Ende zu finden. Später, als die liebende Sorge der Mutter sie um ihrer Kinder willen allem Glanze der Welt entsagen ließ, wich der heiße Wissensdurst des Mannes nicht von ihr, mit ihrem platonischen Freunde Hemsterhuis nach einer tiefern gewichtigeren Wahrheit zu forschen, als die Basis der sciences

\*) Vergl. Esser, „Franz von Fürstenberg“ (Münster 1842); Katerkamp, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallizin“ (Münster 1828); Krabbe, „Leben B. Dverberg's“ (Münster 1831); Carvacchi, „Biographische Erinnerungen an J. G. Hamann, den Magus im Norden“ (Münster 1855).

\*\*) Vergl. „Rheinisches Jahrbuch“ (Köln 1840).

exactes zu tragen vermochte; und als sie endlich den umfassenden Geist zur höchsten Schärfe entwickelt hatte, und für Fürstenberg's große politische Ideen im wärmsten Interesse glühte, machte sich zugleich in ihr das weibliche schwärmerische Gemüth geltend, um sie mit völliger Gefühlsversenkung an der Hand des weichen und doch so ritterlichen Stolberg in den Schoos des Katholicismus zu führen.

Im Jahre 1768 war die Gräfin Amalie von Schmettau als Hofdame mit der Prinzessin Ferdinand von Preußen in die Bäder von Spaa und Aachen gereist, wo der russische Fürst Dimitri von Galyzin (oder Gallizin) von ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihren musikalischen Talenten angezogen, um ihre Hand warb und sie erhielt. Der Fürst stand im Rufe hoher Bildung und Gelehrsamkeit und war vertrauter Freund Diderot's und auch Voltaire's, deren schmeichlerische Briefe ihn in den Augen der jungen Gräfin so verherrlichten, daß sie von ihm die Vollendung ihrer, wie sie fühlte, mangelhaften Erziehung hoffte. Ein solcher Beweggrund zur Ehe trug den Keim zu deren Vernichtung in sich. „Glückliche Zeit meiner Unschuld, meiner Täuschungen“, schrieb sie an Hemsterhuis. „wie bald solltest du schwinden!“ Ihr Gemahl führte sie auf Reisen, nach Petersburg und Paris; in ihm aber fand sie außer viel Bonhommie weder Das, was sie gesucht hatte, noch in seinen Freunden, was sie befriedigen konnte. Seine Gelehrsamkeit hatte unter Diderot's Leitung eine sie durchaus abstoßende Richtung genommen, und mehr noch mochten des Fürsten ausschweifende Lebensart, seine etwas russischen Sitten sie von ihm entfremden; die pariser Gesellschaft, welche sie später bei einem zweiten Aufenthalt in der Welthauptstadt, um für die Kaiserin Katharina Spitzen einzukaufen, wieder besuchte, ließ sie bald die Entdeckung machen, daß das bunte Farbenspiel des französischen Witzes um einen kleinen Kreis stets



wiederkehrender Ideen sich ziehe. Im Haag legte die Stellung ihres Gemahls, als russischen Gesandten, ihr eine Repräsentation auf, die eine drückende Leere in ihrem Innern hervorbrachte, ein Heimweh nach etwas Höherm, welches gewaltsam zurückgedrängt, sie fast keine Nacht ohne Thränen einschlafen ließ. Die befriedigte Eitelkeit, welche an dem Glanze ihrer Erscheinung sich nährte, konnte sie nicht lange trösten, wenn Alles, was sie umgab, sie unbefriedigt ließ. So keimte der Entschluß in ihr auf, sich aus dem Kreise, worin sie sich unglücklich fand, zurückzuziehen, um ihrem Wahrheitsdurst und der Erziehung ihrer beiden Kinder leben zu können, die sie dem Fürsten geboren hatte. Diderot, welcher zwei mal auf längere Zeit ihr Haus besuchte, vermittelte bei jenem die Einwilligung, und um nun eine unübersteigliche Kluft zwischen sich und der Gesellschaft zu bilden, ließ sie sich die Haare abschneiden und nahm eine runde Perücke statt der thurm hohen, gepuderten Frisur jener Zeit; hinterdrein wurden Reifröcke und Schnürbrust geworfen.

Sie bezog darauf eine Meierei in der Nähe des Haag, die sie Nithuyß (nicht zu Hause) nannte, nachdem nur die Fürstin von Dranien, die Großmutter des jetzt regierenden Königs von Holland, sich das Recht vorbehalten hatte, sie ferner besuchen zu dürfen, und lebte dort von 1774—79.

Bei ihrem Eintritt in die Welt hatte dem Mädchen von 15—16 Jahren die katholische Erziehung nichts gegeben als eine quälende Angst vor einer ewigen Sündenstrafe; das Schreckbild der Hölle hatte sie in eine Speculation getrieben, welche ämßig nach einem beruhigenden Troste dagegen strebte, und ihr endlich, vermittelt durch ihre damals moderne Lectüre, die Idee von sittlicher Lebenswürde und geistiger Schönheit als Grundprincip eines edeln Daseins aufschloß, das Glück aber

in der Annäherung an diese Idee verhieß. Eine feurige Liebe zu diesem Lebensideal und starke Willenskraft in seiner Verfolgung hielt sie in der geistigen Verwerfung der Welt um sie her aufrecht. Das Buch „De l'esprit“ führte sie zuerst in die Metaphysik und regte eine Menge neuer Ideen in ihr an. Diderot's hohler und unerquicklicher Deismus oder Atheismus, wie man es nennen will, konnte hier am wenigsten ihren Fragen nach dem „Warum“ seiner Voraussetzungen genügen, und so suchte sie denn die Bekanntschaft des tiefinnigern holländischen Philosophen Hemsterhuis, der, von der Gesellschaft wenig noch beachtet, in ihrer Nähe weilte. Er bekam den entschiedensten Einfluß auf ihre Ausbildung, wie sie gegenseitig auf die seine, und ward während ihrer Zurückgezogenheit in Holland ihr Freund, ihr Alles. Ihr Gedankenaustausch durch tägliche gegenseitige Besuche und Briefe betraf Religion, Erziehung und Staat (die politischen Beziehungen sind in den Briefen in Chiffren geschrieben), enthielt die geistreichsten psychologischen Analysen der mannichfachen Kräfte der Seele, der Grundidee des Lebens u. s. w. Dieser Umgang mit Hemsterhuis bezeichnet die zweite Lebens- und Bildungsperiode der Fürstin.

Im Jahre 1779 faßte die Fürstin den Entschluß, ihre holländische Meierei zu verlassen und Lavigny, das Landgut ihres Gemahls am Genfersee, zu beziehen, nachdem Hemsterhuis ihr die Begleitung, scheint zugesagt zu haben. Zuvörderst aber wollte sie Fürstenberg kennen lernen, dessen Schulreform ihren Ideen über Erziehung, ein Gegenstand, welcher ihrer Mütter Sorgfalt so sehr am Herzen lag, mit überraschender Gedankenfülle neue Nahrung gegeben hatte. Sie reiste also zuerst nach Münster, verweilte 19 Tage bei Fürstenberg und kehrte bald zu ihm zurück, um, gefesselt von der Hoheit seiner Erscheinung, endlich ganz auf die Schweiz

und die Majestät ihrer überwältigend herrlichen Natur zu verzichten und für immer in seiner Nähe ihren Wohnplatz zu nehmen. Ein geräumiges, abgelegenes Wohnhaus wurde deshalb in Münster angekauft, dessen zwar anständige, aber bescheidene Einrichtung sie veranlaßte, die Besuche des Kurfürsten abzulehnen. Daß Hemsterhuis sein gegebenes Versprechen, ihr nach Lavigny zu folgen, zu erfüllen Umschweife machte, mag zudem die Schweiz der Fürstin verleidet, und wenn auch eine Trennung ihr räthlich schien, ihr Herz sich gegen eine zu weite gesträubt haben. Und was der persönliche Umgang mit diesem sie entbehren ließ, war wol Niemand mehr als Fürstenberg zu ersetzen im Stande.

Es war kein Wunder, daß ein durch wissenschaftliches Streben so verwandter Geist, wie der der Fürstin Galyzin, von Fürstenberg gefesselt werden konnte. Sie zwar verwarf mit Hemsterhuis jede positive Religion; sie schreibt, sie habe die Ueberzeugung gehabt, daß Niemand als der Pöbel an das Christenthum glaube, indem es ihr unmöglich geschienen, an seine Drohungen und Verheißungen zu glauben, und dennoch seinen Lehren so zuwiderzuhandeln, wie sie meist Alle handeln gesehen. Fürstenberg dagegen stand auf dem Boden des Katholicismus, allem Modernen abhold; aber die Fürstin verkannte, wie sie sagt, darum seine großen Eigenschaften nicht, „ihm sein Christenthum seiner Erziehung wegen zugute haltend“. Allmählig jedoch wurden die Argumente für das Christenthum, von der Kraft seines Geistes vertheidigt, zu schlagend, als daß sie lange hätte sich ihnen verschließen können, und das Nachsinnen darüber versetzte sie in eine innere Gährung. Diese ward psychologisch dadurch höchst merkwürdig, daß die Gegenstände ihres Denkens in ihren Träumen sich fortspannen, daß, wo der Traum sonst nur wirre Bilder und buntgewebte Situationen uns vorspiegelt, er bei ihr aus

nacheinander folgerecht sich entwickelnden Gemüthszuständen und Gedankenreihen sich verschlang. Endlich, gegen das Jahr 1786, trat sie förmlich zum katholischen Christenthum zurück und hat später, 1789, den Regens des Seminars und Domcapitular B. Oyerberg, welchen Fürstenberg aus der Dunkelheit einer Landkaplanei als Lehrer der Normalschule nach Münster gezogen hatte, ihre geistige Führung zu übernehmen, ein Amt, welches den demüthigen Mann die Bewunderung ihrer hohen geistigen Begabtheit nur mit Widerstreben übernehmen ließ. Die Folge ihres Umgangs mit ihm und ihrer Meditation ward nun die feste kirchliche Gläubigkeit, welche die dritte Lebensperiode der Fürstin bis zu ihrem Tode bezeichnet, und in welcher sie anfangs noch mit dem streng lutherisch gläubigen Hamann so viele Berührungspunkte fand, daß sie ihn wie einen Vater ehrte, und er während seines Aufenthalts in Münster in ihrem Hause einen großen Theil seiner Stunden zubrachte.

Im November 1792 kam Goethe nach Münster und verweilte mehre Tage im Hause der Fürstin; er hat in der Beschreibung der „Campagne in Frankreich 1792“ ausführlich seinen dortigen Aufenthalt beschrieben und verweisen wir hier auf seine Schilderung, die nur in Beziehung auf Hemsterhuis unvollständig ist und an einer Idee des Philosophen kleben bleibt, welche dieser in seiner „Lettre sur la sculpture“ entwickelt.

Im Jahre 1791 schon machte Stolberg auf der Durchreise nach Italien der Fürstin Bekanntschaft; sie erwiderte seinen Besuch in Cutin und zog endlich 1800 Stolberg für immer nach Münster. Seinen dortigen Aufenthalt bezeichnet die „Geschichte der Religion“, zu deren Ausarbeitung der spätere Erzbischof von Köln, Clemens August Freiherr von Droste, die Veranlassung gab. Dieser Letztere, sein älterer Bruder, der Bischof von Münster und der Biograph der Fürstin, Katerkamp,

bildeten jetzt nebst ihrem „Bruder Leo“, wie sie Stolberg nannte, den Kreis von Freunden, welche außer Fürstenberg und Dverberg in den letzten Lebensjahren sie umgaben.

Auch muß hier noch Matthias Sprickmann genannt werden. Sprickmann war damals eine reichbegabte, überschwärmende Dichternatur, in Sturm und Drang begriffen, und mit der Wärme seiner Hainbundsgeossen von Göttingen her mehr für Poesie oder auch Lebensgenüsse und Theater schwärmend, als für der Fürstin und Stolberg's religiösen Tiefsinn begeistert. Später aber feierte er eine reine christliche „Wiedergeburt“. Er war es, der nach Fürstenberg's Ideen dessen berühmte Schulordnung entwarf. Ein in jener Zeit durch Mitglieder, wie Felicitas Abt, und die Vorliebe des Kurfürsten Maximilian Friedrich in Münster blühendes Theater weckte in Sprickmann das dramatische Talent; unter seinen Bühnenstücken ist „Gulialia“ am bekanntesten geworden. „Der Schmuck“ errang einen von der Direction des wiener Hoftheaters ausgesetzten Preis.

In der Entfernung von etwa einer Stunde von Münster liegt eine Gruppe freundlicher Häuser um einen weißgetünchten Kirchturm gesammelt, der sich zwischen Obstbaumästen in einem kleinen Flusse, der Werse, spiegelt und ein angebautes, hügeliges Land beherrscht. Mit leisem Wellenschlage drängt sich der Fluß durch dies friedliche Gefilde, und bespült den Pachtthof zu Angelmödde, auf dem die Fürstin die Sommermonate einer Reihe von Jahren zubrachte. Ein geweißtes Gemach und einige kleinere Stuben bildeten ihre glanzlose Residenz; dort, um den altväterlichen Kamin, versammelte sie den Kreis ihrer Freunde, um über die höchsten Ideen, welche der Menschheit am Herzen liegen, nach Klarheit zu ringen, während die Stimme empörter Völker, der Kanonendonner der Coalitionskriege, der Lärm der Schlachten von Marengo und Aspern sich in dem Flüstern der Zweige verlor,

die vor ihren kleinen, bleigefasteten Fenstern die Blätter im Winde wiegten. Und wenn auch der Forschertrieb in allen diesen Gemüthern vorherrschte, so umschloß sie doch alle ein so schwärmerisch zärtliches Freundschaftsband, daß der Geist unserer gewöhnlichen Verbindungen der Art uns durchaus keinen Schlüssel zum Verständniß desselben mehr gibt. Von den Dichtersfreundschaften jener sentimentalen Periode unserer Culturgeschichte wissen wir z. B. aus Klopstock's Oden und Briefen, wie der Sänger des „Messias“ an seinem Gbert, Schmidt, Giseke hing. In dem philosophischen Kreise aber, den die Fürstin Galyzin um sich gezogen hatte, herrschte eine Liebe, welche durch die unendlichste Gutmüthigkeit etwas Rührendes hatte, mag man immerhin sie eine schönselige Entkräftung, eine gefühlvolle Ohnmacht schelten: Entkräftung und Ohnmacht wohnten wahrlich nicht in Fürstenberg's und Hemsterhuis' starken, männlichen Herzen, nicht in dem trozigen, kräftigen Magus aus Norden, der dem übrigen Kreise zwar am fremdesten blieb, aber doch mit der innigsten Bewunderung von ihm spricht. Z. B. in einem Briefe an eine Freundin (s. Bd. VII, S. 388, von Roth's Ausgabe seiner Schriften): „Ach, liebste Freundin! wie würden sie in dem Kreise, wohin mich die Vorsehung geführt hat, auch wie in Ihrem Elemente sein. Was für eine Welt, was für neue Erscheinungen! was für Ideale der Menschheit! Wie viel wird es kosten, sich wieder zu entwöhnen, woran man sich gesund und groß gezogen hat!“ Sie nannten sich mit den herzlichsten Schmeichelnamen, duzten sich, schrieben sich Briefe über Briefe, diese nicht jugendlich oder dichterisch bewegten, sondern in philosophisch ernster Ruhe strebenden, im reifern Alter stehenden und den höchsten Kreisen aristokratischer Glätte und Kälte angehörenden Menschen, und in ihren Zuschriften ist es, als hörte man Otto Giseke von Meta's Liebe sprechen, oder als läße man ein Bruchstück aus

einem der schwärmerischen Romane von Sophie Laroche. Daneben herrscht in diesen Briefen eine reiche Produktionskraft an großen schönen Gedanken, aber eine große Ohnmacht der Kritik, wie sie überhaupt die Periode bezeichnet, in welcher die materialistische flache Philosophie der Encyclopädisten ein solches Terrain gewinnen konnte.

Die Fürstin starb den 27. April 1806 zu Münster. Nach ihrem Wunsche ward die Leiche an der Dorfkirche zu Angelmodde beerdigt, wo ein hohes Crucifix, an die kahle Kirchenwand sich lehrend, das einfache Denkmal ihrer Ruhestätte ist. Noch, wenn man die ältesten Leute des Orts nach Der, die da schlummert, fragt, sieht man eine Rührung die gebräunten Gesichter überschatten; sie erzählen dann von der kleinen gebückten Frau, die so oft im schlichten Gewande von schwarzem Sammet unter sie getreten und die Mutter der Armen geworden; wie sie ein großes, blaues Auge gehabt, das unter dem lockigen Haar und der mächtigen schwarzen Haube auf sie geblickt, wenn sie durch ihre Reihen zur Kirche geschritten, ein mageres Gesicht mit männlich gebogener Nase und imponirenden Zügen. Oft sei sie mit einer schönen silberbeschlagenen Vogelflinte auf die Jagd nach Rebhühnern gegangen, aber sie habe nie eins getroffen. Und dann habe sie ihnen Feuerwerke abbrennen und Kletterstangen mit silbernen Uhren darauf errichten lassen, und ihre Jungen, wenn sie in der Wiese sich gebadet hätten, ermuntert und unterrichtet, daß sie schier die besten Schwimmer in Westfalen geworden. Oft habe der kluge Minister sie besucht, im grauleinernen Kittel und schwarzen Lederkäppchen zu Fuß oder auf einem kleinen Pferde ankommend, und so Mehres, wodurch sie ihren Enkeln das Gedächtniß an ihre edle Wohlthäterin erhalten.

Nachdem die Fürstin Galyzin gestorben, war Graf Friedrich Leopold zu Stolberg die Persönlichkeit, um welche die

Mitglieder der „Familia sacra“, wie, wenn wir nicht irren, zuerst Voß schmähend es genannt hat, sich gruppirten. Graf Stolberg war bekanntlich ohne Rücksicht auf den damit verknüpften Verlust seiner Stellung als Präsident der Regierung zu Göttingen und andere namhafte Nachtheile 1800 in Münster zur katholischen Kirche übergetreten, in seiner lebhaft erregbaren Natur sich rückhaltlos und mit praktischer Bethätigung dem von der romantischen Schule ausgehenden Anstoße hingebend, welche Dichtung und Religion enger sich nahe bringen, jener durch diese ein neues Princip und einen neuen tiefern Gehalt einflößen wollte. Bei den Stolberg mußten diese Ideen umsomehr ein vorbereitetes Feld finden, als sie, sowie die Tendenzen des ehemaligen Hainbundes insgesammt, zunächst von der Poesie Klopstock's ausgingen, dessen großes Hauptwerk ja eigentlich von demselben Gedanken getragen war. Auch mochte bei dem Umschwunge, den Stolberg's ganzes Gemüth zu gleicher Zeit nahm, indem er sich von den sämmtlichen Freunden unter den „Genies“ der Zeit trennte, ein großer Lebensschmerz einwirken, den er vorher erfahren, den Verlust seiner ersten Gattin, der in seinen Liedern gepriesenen Agnes. In Münster entstanden Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu Christi“ in funfzehn Bänden, das „Leben Alfred's des Großen“ und das in dem Kampf wider den groben und erbitterten Voß entstandene „Ein Büchlein von der Liebe“. Wie die Galyzin, so hatte auch Stolberg sich in der Nachbarschaft Münsters einen Landaufenthalt ausgesucht; die meisten jener Schriften arbeitete er aus in einem Pavillon des Droste'schen Gutes Lütkenbeck. Er war ein schöner ritterlicher Mann mit edeln Zügen und von der gewinnendsten Liebenswürdigkeit; ein großartiger Hang zum Wohlthun ging von ihm auf die Seinigen über, seine Witwe namentlich, welche erst vor einigen Jahren in Münster starb. Stolberg würde



einen ganz andern Platz in der Literatur einnehmen, und von der Kritik mit anderm Maßstabe gemessen worden sein, hätte man ihn nicht nach seinem Uebertritt zu den „Unfreien“ geworfen und von nun an schwer unter der Antipathie, welche alles Convertitenthum trifft, leiden lassen. Und doch war, was er that, ein höchst ehrenwerthes Zeugniß für seinen Charakter. Er begnügte sich eben nicht, eine literarische Zeitrichtung als Dilettant mitzumachen und einem proclamirten Gedanken die Huldigung der Phrase darzubringen: er gab sich männlich, opferfreudig und bewußt der religiösen Richtung ganz und völlig hin, und wenn dies F. Schlegel, Werner, die Brentano u. s. w. später auch thaten, so bewies von ihnen Allen Keiner bei diesem Schritte einen gleich hohen Grad von Muth seiner Ueberzeugung, wie ihn Stolberg bewies. Auch ist bei der Beurtheilung desselben nicht zu übersehen, daß er in Münster um eine Zeit zum Katholicismus übertrat, wo der volle Einfluß Fürstenberg's blühte, wo von erlesenen Geistern hier sich eine Gesellschaft gebildet hatte, in welcher innerhalb der katholischen Anschauungen im Ganzen doch eine ganz andere Luft wie heute wehte!

Stolberg starb im Jahre 1819 auf dem Gute Sondermühlen im Osnabrückischen; seine Leiche ruht auf dem kleinen Dorfkirchhofe zu Stockempen, von einem einfachen Denkstein bezeichnet.

Von den literarischen Namen der neuern Zeit knüpft sich der Immermann's an Münster. Er war hier eine Reihe von Jahren als junger Jurist, als Auditeur thätig: seine ersten literarischen Versuche sind hier entstanden, von 1819—25 die unter dem Einfluß der romantischen Schule gedichteten und jetzt mit Recht vergessenen Dramen: „Die Prinzen von Syrakus“, „Das Thal von Ronceval“, „Petrarca“ u. s. w. Münster war zu derselben Zeit der Garnisonsort des berühmten Freicorpscomman-

danten Lügow; an der Gattin desselben, der geistreichen Gräfin von Ahlesfeld, fand Immermann's junge Muse eine fördernde Theilnahme, welche später zu dem innigsten Freundschaftsbunde führte. Die Gräfin, einem berühmten dänischen Geschlechte angehörend, kam dem jungen Auditeur mit ihrer Gunst entgegen, sie löste dann das legitime und doch sehr lockere Band, welches sie mit dem bejahrten General verknüpfte, und von ihm geschieden folgte sie Immermann, als dieser als Oberlandesgerichtsassessor nach Magdeburg versetzt wurde; dann auch nach Düsseldorf. Erst im Jahre 1859, als Immermann sich vermählte, fand das Verhältniß in einer schmerzlichen Katastrophe sein Ende.

---

## 6.

Die westfälische Kunstschule und der Liesborner Meister. — Der Dom. — Walter von Plettenberg. — Das Jesuitercollegium. — Moriz von Büren. — Das Schloß. — Zur Statistik.

---

Verschwunden und verschollen sind heute alle diese hervorragenden Menschen, diese Träger eines idealen, vom Ringen nach der Wahrheit erfüllten Strebens. Doch sind die Traditionen einer geistigen Thätigkeit und regen wissenschaftlichen Lebens der Stadt Münster darum nicht ausgegangen; es ist im Gegentheil in dieser Beziehung nur Lobenswerthes zu sagen. Um die Akademie, welche seit 1853 an die Stelle der Fürstenberg'schen Universität getreten ist und neben einer Chirurgenschule zwei Facultäten, eine theologische und eine philosophische besitzt, gruppirt sich eine Anzahl ausgezeichneteter Fachgelehrten; der „Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens“ hat sich die bedeutendsten Verdienste um patriotische Geschichtsforschung erworben, und ein besonderer „Historischer Verein“ mit zahlreichen Mitgliedern, der alle drei Wochen seine Sitzungen hält, ist eine Gesellschaft, wie sie in wenigen Städten anregender und für allgemeine Bildung förderfamer gefunden werden. Doch muß man freilich gestehen, daß in

diesen Vereinen das Element, welches von außen hinzutritt, die Beamten und das Militär, wol das einheimisch städtische überwiegt. Die Kunst findet ihre Vertretung im „Westfälischen Kunstverein“. Künstler von anerkanntem Talent, wie z. B. Becker und Hoffmann, sind vollauf beschäftigt; vor allem aber findet die Musik, wie überall jetzt, vorwiegende Pflege. An wissenschaftlichen Hülfsmitteln fehlt es ebenfalls nicht; ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten, eine bedeutende Bibliothek, ein naturwissenschaftliches Museum gehören zu den Unterrichtsmitteln der Akademie; der Kunstverein besitzt außerdem eine nicht unbedeutende Sammlung Gemälde meist älterer deutscher und italienischer Meister; das in demselben Gebäude aufbewahrte Archiv des „Verein für Geschichte und Alterthumsfunde Westfalens“ enthält eine Sammlung von antiquarischen Gegenständen, und wir führen den Fremden umsomehr in diese Räume, weil hier Denkmale der alten westfälischen Kunstschule aufbewahrt werden, deren Bedeutung in neuerer Zeit so einstimmige Würdigung gefunden. „In Westfalen“, sagt Franz Kugler in seinem „Handbuch der Geschichte der Malerei“, „bildete sich (in der Mitte des 15. Jahrhunderts) aus dem bisherigen germanischen Stil und dem neu eindringenden flandrischen eine eigenthümlich schöne Darstellungsweise, welche von dem erstern die schöne Idealität, von dem letztern die bestimmte Durchführung sich aneignete. Das vorzüglichste Beispiel desselben war ein großes Altarwerk in der Kirche des Klosters Liesborn bei Münster vom Jahre 1465, welches jedoch bei der Aufhebung des Klosters gleichgültig verschleudert und nachmals theils in einzelne Stücke zerschnitten, theils gänzlich vernichtet wurde. Reste desselben befinden sich jetzt in Minden. Dem Meister dieser köstlichen Gemälde ist etwas Ideales, etwas von der Innigkeit und frommen Milde eigen, die an Fra Angelico da Fiesole erinnert, zugleich etwas von dem offenen Liebreize des

Gentile da Fabriano.“ Und in Uebereinstimmung damit bemerkt die „Deutsche Vierteljahrschrift“ (1843, I): „Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an wird in Westfalen eine Vollen- dung erreicht, welche fast sich zu den sinnigsten Werken italie- nischer Kunst, und mitten zwischen Fiesole und Perugino stellen darf. Was Barthels in Aachen (jetzt in Arnsh- berg), was das Museum in Münster, Heindorf dort (jetzt zu Hamm) und besonders Krüger in Minden freundlich zuvorkommenden Sinnes an Werken westfälischer Meister von holdseligstem Liebreiz und sinnigster Anmuth, zartester Färbung und durchgebildetster Form zu zeigen vermögen, über- trifft alle Erwartung und reißt sich meinem Gefühl nach zu dem Entzückendsten in aller Kunstbetrachtung.“

In der westfälischen Kunstrichtung tritt zuerst, d. h. in der ältesten Periode, der Einfluß der kölnischen Schule, beson- ders der Idealismus des Meisters Wilhelm hervor. Nach dem Vorgange der Niederländer, namentlich der Brüder van Eyck, zeigte sich auch in der kölnischen Schule das Streben, den idealen und in der Ausbildung einer Verflachung, einer ab- stracten Leerheit entgegenghenden Formen ergreifendern, mensch- lich dem Gefühl näher tretenden Gehalt zu verleihen; wie denn ganz in Uebereinstimmung damit ja auch die Delmalerei an die Stelle der alten Temperafarben trat. Aber nicht lange und es begann sich der kölnischen und niederländischen Schule ein Realis- mus zu bemächtigen, der bald wieder der Verflachung nach der entgegengesetzten Richtung hin entgegenging. Hier nun wußte die westfälische Schule, wenn auch dem neuen belebenden An- stöße folgend, doch durch gehaltenes Maß sich einen Vorzug vor der Mutterschule zu erhalten, der sie bald zu einer im Norden ganz einzig dastehenden Erscheinung machte. Erfrischt vom Streben nach kräftigerer, freierer Individualisirung, bereichert durch den gewaltigen Fortschritt im Colorit, wußte sie dabei

dem ganzen edeln Idealismus der frühern Zeit treu zu bleiben: und so tritt denn die verehrungswürdige und harmonische Erscheinung des Liesborner Meisters als ein vollendetester Ausdruck mittelalterlichen Kunststrebens vor uns hin.

Die Hauptüberreste des Liesborner Meisters sind leider durch den Verkauf der Krüger'schen Sammlung im Jahre 1854 von Minden nach England gewandert. Was noch in Westfalen von ihm vorhanden, ist jetzt spärlichster Rest. Das Museum zu Münster besitzt nur noch einige aus Kirchen und Klöstern herrührende Werke, aus denen die Gesamtrichtung der Schule uns entgegentritt, und die von würdigen Mit- oder Nachstrebenden des großen Künstlers herrühren, z. B. den Flügel eines Altars aus der Wiefenkirche zu Soest und eine Tafel mit den Aposteln aus dem Kloster Binnenberg; reicher an würdig erhaltenen Denkmalen ist noch die Barthels'sche Sammlung in Arnberg.

Wir wenden uns den andern Sehenswürdigkeiten Münsters zu, die ein gewissenhafter Führer nicht unerwähnt lassen darf, zunächst dem Dom. Den großen, freien, mit Linden beschatteten Platz kennen unsere Leser aus der Wiedertäuferzeit, es ist der Berg Sion König Johann's. Die Kathedrale ist ein mächtiges und durch Massenhaftigkeit imponirendes Werk der Uebergangszeit, das größte kirchliche Gebäude Westfalens. Der Bau wurde im 12. Jahrhundert begonnen und im Jahre 1261 durch Bischof Gerhard von der Mark vollendet. Das Langhaus hat zwei Absseiten, dazu treten zwei Querschiffe, eines am Westende vor der Thurmhalle, ein zweites östliches an der gewöhnlichen Stelle. „Der Chor ist polygon, fünfsseitig geschlossen, und gehört sicher zu den edelsten und gelungensten Chorbauten der Uebergangsarchitektur: er erscheint hier nicht mehr als apsidenartiger Aufsatz, sondern als organisch den hohen Mittelbau schließender Raum.“

Die schwerfällige romanische Mauer- und Pfeilermaße zu edlern und schönern Verhältnissen zu erheben, ist durch feinere Profilierung und lebendigere Gliederung vielfach versucht; durchgreifend und genial gelungen ist es freilich nicht, wie ja auch die Periode des Uebergangs eine solche Aufgabe nicht lösen konnte. Das mittlere Schiff wird vom Chor durch eine Wand von wunderbar reicher gothischer Arbeit, den Lettner oder sogenannten Apostelgang, getrennt. Das Innere des Doms ist reich an Monumenten. Der „alte Chor“ oder die Halle zwischen den Thürmen hat jüngst eine Zierde erhalten durch die große Pietà des in Rom lebenden Künstlers Achtermann, der in seinem dreißigsten Jahre noch Ackerknecht auf einem Bauerhofs in der Nähe von Münster war und sich seitdem mit zähester Ausdauer zu einem der geachtetsten Künstler auf dem Gebiete kirchlicher Sculptur aufschwang.

Außerdem wird der Fremde im Dome aufmerksam gemacht auf das „Plettenberger Monument“, eine plastische Gruppe, welche Christus im Garten Gethsemane, von Engeln unterstützt, darstellt, immerhin eine bemerkenswerthe Arbeit, doch nicht frei von jener Manierlichkeit, welche an Bernini erinnert und nach ihm solange alle plastische Arbeit beherrschte. Der Meister heißt Groninger und gehört dem Münsterlande an; der darunter Schlummernde, dem es gesetzt wurde, ist ein Freiherr aus dem in zahlreichen Linien blühenden Geschlecht der Plettenberg, welches Westfalen seine größte kriegerische Berühmtheit gab, wenn man nicht Bernhard von Galen dafür gelten lassen will, der freilich noch immer als „Berndken van Galen“ im Bewußtsein des Volks lebt, während Walter von Plettenberg daraus längst verschwunden ist. Walter von Plettenberg war, wie so viele Söhne westfälischer Geschlechter, sehr jung in den Deutschen Orden getreten; er hatte sich in demselben zur Stellung des ersten „Gebietigers“ nach dem Meister, zum Landmar-

schall des Ordens in Preußen aufgeschwungen und war dann 1493 zum Herrnmeister in Livland erwählt worden. Es war für den Orden, der nach der Schlacht von Tannenberg immer tiefer sank, schon die Zeit des Verfalls, in welcher Walter diese Würde übernahm. Besonders war es der Umstand, daß sich das gesammte Rußland in der Gewalt des Großfürsten Iwan Wassiljewitsch vereinigt befand, was zunächst Livland bedrohte, ja bereits mehrmals an den Rand des Untergangs gebracht hatte. Um gegen diesen Feind eine Kräftigung zu erlangen, brachte es der neue Herrnmeister zunächst durch kluge Politik dahin, daß der Großfürst Alexander von Lithauen mit den Gebietigern des Ordens und den Bischöfen Livlands am Montage vor Johanni 1501 ein festes Schutz- und Trutzbündniß einging. Auf diesen Bund vertrauend, begann der Meister kühn die Feindseligkeiten gegen Iwan, indem er zu Dorpat über 200 russische Kaufleute anhielt und in seine Burgen vertheilte, zur Vergeltung der von den Russen früher wider deutsche Kaufleute geübten schmählischen Mißhandlung. Dem Moskowiter war der Anlaß zum Kriege willkommen; rasch gerüstet rückte ein Heer von 40,000 Russen und Tataren 1501 in Esthland ein. Die Macht des Herrnmeisters in Livland betrug nur 4000 Keisige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Landsknechten und Bauern; aber Walter von Plettenberg zog damit getrost von Bessin aus dem Feinde entgegen, weil er des Zuzugs des Großfürsten Alexander von Lithauen sicher sein zu können glaubte. Seine Hoffnung zeigte sich leider trügerisch. Alexander's Bruder, König Albrecht von Polen, war plötzlich gestorben und Alexander kannte jetzt nur die Sorge, das erledigte Königreich mit seinem Großfürstenthum zu verbinden. Walter von Plettenberg aber ließ den Muth nicht sinken; er ging dem Feinde entgegen und lagerte bei Maholm, 12 Meilen von Narwa.



Am 7. Sept. Morgens 9 Uhr griff er mit seinem Heerhaufen die Scharen der Russen an; mit der geschlossenen Ordnung deutscher Kriegskunst und mit der Unterstützung des im Norden fast noch unbekanntem groben Geschützes gelang es ihm, die feindliche Reiterei, die Macht des russischen Heeres, zu durchbrechen, diese auf das Fußvolk zurückzuwerfen und so eine Verwirrung hervorzubringen, welche sich unter der Wucht der deutschen Ritterschwerter in wilde Flucht auflöste. Drei Meilen weit verfolgte Plettenberg die fliehenden Feinde und eroberte ihren ganzen Troß: dabei war der Sieg fast ohne alle Verluste erkauft.

Entscheidend war jedoch dieser große Schlag, den die Hand des Herrnmeisters geführt, für den Krieg nicht. Plettenberg war zwar nach der Schlacht bei Maholm weit in Feindesland eingedrungen und hatte es verheert, um die seit Jahren in Livland geübten Schandthaten der Russen zu rächen; aber seine Heeresmacht und er selbst mußten vor den Verheerungen einer ansteckenden Ruhrkrankheit weichen und Plettenberg, selbst davon ergriffen, erreichte nur mit Mühe noch sein festes Ordensschloß Belling, wo er lange Zeit auf dem Krankenlager festgehalten wurde. Der Großfürst Iwan benutzte diesen Umstand; noch im Herbst des Jahres 1501 ließ er ein neues Heer in Livland einbrechen, das unglaubliche Gräueltaten übte und Tausende von Menschen entweder niederhieb oder gefangen nach Rußland sandte. Die Ritter vertheidigten sich in ihren Burgen, da sie ohne Plettenberg's Anführung das offene Feld nicht zu behaupten wagten; sie beschränkten sich auf einige, auch meist siegreiche Ueberfälle feindlicher Haufen; so rühmte sich der Comthur von Reval, bei Iwanogorod einen vollständigen Sieg über 1600 moskowitische Bojaren, „de all woll gewapneth, geharnschet und schone geszyret weren“, erfochten zu haben. Plettenberg erholte sich endlich von seiner

Krankheit wieder; dazu kam, daß sich gegen den Moskowiter im Khan der Krim, in dem Zaren der großen Horde, Schig-Ahmed, in dem Fürsten Steffan von der Moldau mächtige Feinde erhoben, und daß der Augenblick, dem Orden Luft zu machen, gekommen schien. Der Herrmeister erneuerte deshalb das frühere Bündniß mit Alexander von Lithauen, der jetzt auch König von Polen war; dann beschloß er zunächst Pleskow zu nehmen, an welches der Orden alte Ansprüche hatte. Seine Rüstungen brachten eine Macht von 7000 Reitern, 1500 deutschen Landsknechten, 5000 und einigen Hundert Bauern zusammen. Damit rückte er im August 1502 ins Feld, nahm Isborst, dessen Mauern seine Kanonen zertrümmerten, und begann dann die Belagerung von Pleskow. Aber noch einmal sollte ihn seine Hoffnung auf den Zuzug des Lithauers täuschen. Alexander, der ihm versprochen hatte, an den Ufern der Welikaja mit ihm zusammenzustößen, ließ abermals nichts von sich hören. Desto eifriger betrieb Plettenberg die Belagerung; seine Constabler arbeiteten aus Leibeskräften mit ihren Karthaunen und Schlangen wider die Mauern; doch leisteten die Belagerten tapfer Widerstand, und ehe die Uebergabe erzwungen war, nahen Iwan's Heerführer zum Entsch. Sie führten unermessliche Scharen, um Plettenberg's kleinen Heerhaufen, wie ihre Absicht war, ganz einschließen, aufheben und abschlachten oder nach Rußland schleppen zu können, worauf dann ganz Livland eingenommen werden sollte. „Aber der Herrmeister“, sagt der Chronist, „kehrte sich an solche Vermessenheit der Russen im geringsten nicht; sondern hatte Acht auf seine Sachen, verließ sich auf Gott und seiner frommen Landsknechte Tapferkeit.“ Fürs erste mußte er eine rückgängige Bewegung machen, da ihn die Wojwoden von Isborst im Rücken bedrohten. Die Russen folgten; an den Ufern des Sees Smolin traten sich die beiden Heere einander gegenüber.

Der Russen waren mindestens 90,000 Streiter. Walter von Plettenberg erhob den Muth der Seinen durch eine Anrede; dann befahl er zurückzuweichen, als ob man sich vor dem Feinde fürchte und abziehen wolle. Die Russen lösten nun ihre Schlachtordnung in übereilter Hast und in der Sorge, daß die Deutschen ihnen entgehen würden; in ungeordneten Haufen stürmten sie heran und warfen sich bereits plündernd auf das Gepäck. In diesem Augenblick machte des Herrnmeisters Befehl seine Krieger stehen. In strenger Ordnung boten sie den Russen die Stirn, das deutsche Geschütz spielte in die Reihen derselben, die durch stürmische Tapferkeit ihre Unbesonnenheit wiedergutzumachen suchten. Aber vergebens. An der überlegenen Kriegskunst des Meisters, an den Kettenkugeln, welche ganze Haufen zugleich niederschmetterten, brachen sich ihre stürmischen Angriffe, sie mußten sich endlich zur Flucht wenden, nachdem sie 40,000 der Ihrigen auf dem Kampfplatze zurückgelassen hatten. Plettenberg mußte sie unverfolgt lassen, weil seine Leute durch die Blutarbeit völlig erschöpft waren. Kaum aber war man des Sieges froh, als ein zweites mörderisches Treffen begann, weil die Russen verstärkt den auf dem Kampfplatz stehen bleibenden Herrnmeister noch einmal angriffen; es fiel ebenso siegreich aus; die Livländer fochten auf den Knien, weil sie vor Müdigkeit nicht mehr stehen konnten; besonders aber war es diesmal das deutsche Fußvolk, das „eiserne“, wie man es von nun an nannte, welches an diesem großen Tage den Sieg entschied.

Das ist ein Blatt aus der Geschichte Walter's von Plettenberg, der übrigens als Gesetzgeber, Regierer und Ordner seiner Lande ebenso groß war wie als Krieger. So nahm der Deutsche Orden denn in Livland einen ganz neuen Aufschwung, während er in Preußen unter dem Einflusse der

Reformation und durch den Hochmeister Albrecht von Brandenburg sich innerlich auflöste. Plettenberg benutzte dieses Verhältniß, sich die Stellung eines ganz unabhängigen Gebieters zu erringen und den Rang eines unmittelbaren Reichsfürsten zu erlangen. Er residirte gewöhnlich auf dem alten Ordenschlosse zu Wenden; „der berühmteste und glücklichste aller Meister, die hier residirt haben“, wie ihn ein Chronist nennt, schmückte es mit den großen Thürmen und Festungswerken, deren Ruinen noch heute wegen ihres Umfangs angestaunt und wegen ihrer malerischen Lage in dem schönen Natthale bewundert werden. Das Ende seines Lebens wurde durch die trostlose Verwirrung getrübt, in welche zufolge der Reformation auch in Livland endlich die Ordens- und allgemeinen Verhältnisse geriethen. Er starb am 19. März 1555 auf dem Schlosse zu Wenden, aufrecht in seinem Stuhle vor dem Altar, nach einundvierzigjähriger ruhmvoller Regierung, von allen livländischen Meistern der größte und löblichste. Sein schöner Grabstein in der St.-Johanniskirche zu Wenden zeigt die lebensgroße geharnischte Gestalt des Herrnmeisters mit dem Ordenskreuz auf der Brust, den Helm zu seinen Füßen, die Rechte ruhend auf dem breiten Ritterschwerte. König Ludwig von Baiern hat für die Walhalla Walter's Büste durch Schwanthaler ausführen lassen und sie ist eine der ausdrucksvollsten und schönsten der „Walhalla-Genossen“. Auch hat die livländische Ritterschaft vor einigen Jahren in München eine Statue Walter's ausführen lassen, die die Bestimmung hatte, als Erinnerung an den tapfern Ruffenbesieger und Wohlthäter Livlands aufgestellt zu werden. —

Setzen wir vom Plettenberger Monument unsere Wanderung im Innern der Domkirche fort, so gelangen wir an die drei Galen'schen Kapellen, die mit bronzenen Säulen vom übrigen Raum abgetrennt sind; der kriegerische Bischof hat

dies Gitterwerk aus dem Metall erobertter holländischer Geschütze gießen lassen. Gegenüber, an der Rückseite der den hohen Chor abschließenden Wand, hängen die Sibyllen, sechs Brustbilder von seltener Schönheit, eines unbekanntes altdeutschen Meisters Werk. Sie sind gleich auffallend durch geistreiche Ausführung wie durch die Correctheit der Zeichnung. In der Nähe ist die merkwürdige Uhr, mit allen möglichen Angaben von Erd-, Mond-, Sonnen- und Planetenbewegungen, Zeitzeigern und astronomischen Berechnungen, ein Werk so künstlich, wie es wol außer der Uhr im Strasburger Münster nicht wieder gefunden wird. Ein schönes Bild von L. tom Ring, einem Mitgliede der tüchtigen münsterischen Malerfamilie tom Ring, die Auferweckung des Lazarus darstellend, dann der Spieltisch des Königs Johann von Leyden, die große silberne Schale mit der Karte des Bisthums darauf, sind noch unter den andern Sehenswürdigkeiten herauszuheben. Zu erwähnen ist dann noch der Capitelssaal mit schönen Schnitzwerken, und die alte, das Paradies genannte Vorhalle des Doms. Sie diente früher zur offenen Gerichtsstätte des bischöflichen Officials, „wo an den Gerichtstagen ein solcher Lärm und Zulauf von Menschen und ein solches Schreien der innerhalb der Gerichtsschranken sich bis zur Heiserkeit zankenden Rabulisten ist, daß man meint, die Rüchternen wären betrunken und man gehe an einem Wirthshause vorüber, das voll von Zechern ist!“ Die uralten Statuen, welche die Wände des Paradieses schmücken, sind zum Theil aus dem 13. Jahrhundert; darunter ist ein Standbild, welches Bischof Dietrich III. von Ifenburg darstellt, der am Tage der heiligen Maria Magdalena den Grundstein zum Dome legte (1225) und merkwürdigerweise an dem Tage derselben Heiligen geboren, zum Bischof erwählt und gestorben ist.

Unweit des Domhofs liegen die Gebäude des ehemaligen

Jesuitercollegiums, ausgedehnte Räumlichkeiten, in denen die Akademie, die Bibliothek, das Laboratorium, das naturwissenschaftliche Museum, das Gymnasium, die Wohnungen der Lehrer enthalten sind. Diese Räume, noch heute in allen ihren Theilen dem Unterricht gewidmet, erinnern uns an die alte und rühmliche Thätigkeit der münsterischen Domschule für die Wissenschaft und die Wiederbelebung der classischen Studien im nordwestlichen Deutschland. Es ist in der That auffallend, wie viele der glänzendsten Namen unter den Wiederherstellern der Wissenschaften im Zeitalter der von Italien ausgehenden Restauration Westfalen angehören.

An erster Stelle steht hier Rudolf von Langen, in der Nähe von Münster geboren, in Italien gebildet, Freund des Picus von Mirandola, des Polizian und des Lorenzo Medici, der erste lateinische Dichter unter den Deutschen. Er war lange Zeit der Mittelpunkt alles gelehrten Lebens in diesem Theile Deutschlands. Neben ihm stehen Alexander Hegius (aus Heek bei Ahaus), der berühmte Rector der Schule von Deventer; dann jener seltsame und originale Charakter, in dessen Leben und Sein sich der unruhig bewegte, gährende Drang einer von einer neuen Idee ergriffenen, und in den Wehen liegenden Zeit spiegelt; wir meinen Hermann von dem Busche, den fahrenden Humanisten, geboren 1468 zu Sassenberg bei Münster. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts ging die Leitung des gelehrten Unterrichts zu Münster in die Hände des Jesuitenordens über. Sie haben von ihrem Standpunkte aus mit ebenso viel Geist wie rastlosem Eifer für diese Aufgabe bis zu ihrer Aufhebung 1773 hier gewirkt, leider aber auch ebenso ihre Schattenseiten hier wie anderswo entwickelt. Keine der geringsten darunter war bekanntlich die Begierde, sich reiche Erbschaften zu sichern.

In der Kirche, welche zu ihrem ehemaligen Collegium in

Münster gehört, befindet sich vor dem Hochaltar ein Denkstein, welcher das Andenken an einen der großartigsten Gewinne dieser Art, den der Orden sich zu sichern wußte, verewigt. Es ist der Grabstein des Moritz von Büren, des letzten Sprossen eines uralten Dynastengeschlechts von großer Macht und großem Reichthum, dessen Besitzungen in den Bisthümern Münster und Baderborn lagen. Die sämmtlichen Herrschaften und Güter des Hauses fanden sich in dem vorletzten Grafen von Büren, Joachim, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts vereinigt. Dieser starb 1610 und hinterließ eine Witwe und nur einen Sohn, Moritz, der noch in zartem Alter stand und auf welchem nun alle Hoffnung der Fortdauer des Geschlechts ruhte. Joachim war ebenso wie seine Gemahlin, Elisabeth von Lohe, in den Grundsätzen des protestantischen Bekenntnisses erzogen; er war von großem Eifer gegen die altgläubige Kirche beseelt gewesen und hatte die Ausübung des katholischen Cultus in seiner Herrschaft Büren und auf seinen andern Besitzungen streng verfolgt und unterdrückt. Nach seinem Tode aber wußten die Väter der Gesellschaft Jesu Mittel zu finden, sich seiner Witwe zu nähern. Dem Jesuiten Roerich, einem Manne von Geist, Wiß und feinsten Sitte, gelang es, sich durch die Empfehlung katholischer Freundinnen bei Elisabeth von Büren einzuführen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Vater Roerich ließ nun keine Gelegenheit vorübergehen, die edle, sanfte und von großer Herzensgüte beseelte Dame in ihren religiösen Ansichten wankend zu machen und ihr die Vorzüge des katholischen Bekenntnisses zu entwickeln. Doch bedurfte es dreier Jahre voll behutsamer Arbeit, bis Elisabeth von Büren sich seinen Gründen ganz ergab, und, im Jahre 1615, sich offen zur Annahme des Katholicismus bekannte. Der natürliche und gewöhnliche Convertiteneifer bemächtigte sich nun auch ihrer, und richtete sich vor allen Dingen auf

die Sorge für eine streng kirchlich-katholische Erziehung ihres Sohnes. In seinem neunten Jahre wurde Moriz von Büren auf das Gymnasium der Jesuiten zu Paderborn gebracht; es zeigte sich jedoch bald gefährlich, den jungen Stammeserben lange dort zu lassen. Entrüstet über den Uebertritt sann nämlich Landgraf Moriz von Hessen, der Taufpathe des Knaben, nachdem er lange und laut Klage geführt wider „die von den Jesuiten gelegten papistischen Fallstricke“, darauf, sich des jungen Büren zu bemächtigen und ihn im Sinne seines verstorbenen Vaters erziehen zu lassen. Hessische Kundschafter waren in der Nähe von Paderborn wahrgenommen worden, die den Auftrag hatten, ihn bei der ersten Gelegenheit aufzufangen und nach Marburg zu bringen. So ließ man denn Moriz nur von Wächtern umgeben über die Straße gehen und entfernte ihn sodann ganz, indem man ihn auf das Jesuitengymnasium zu Köln versetzte. Als Mentor hatte man ihm mit kluger Wahl einen jungen Mann von Bildung, Verschlagenheit und zäher Thatkraft, dabei von geschmeidigster Gewandtheit, zugegeben: er hieß Balthasar Bönninghausen, und war berufen, eine sehr wichtige Rolle im Leben des letzten Dynasten von Büren zu spielen.

Die nächsten Lebensjahre des jungen Moriz wurden nun ausgefüllt, wie es bei einem Cavalier jener Zeit Sitte war; nachdem er von Köln nach Douay, einer nach den Grundsätzen der Jesuiten eingerichteten Universität, gesandt worden und hier Staatskunde und Jurisprudenz studirt, begab er sich, immer in Begleitung Bönninghausen's, auf Reisen. Er war zu einem stattlichen Jüngling mit hochblondem Haar und blühenden, gewinnenden Zügen herangewachsen, voll Anmuth und gesunder jugendlicher Kraft. Zunächst wurden die Niederlande, dann Frankreich und Spanien durchreist; zuletzt Italien besucht. Das kirchliche Leben Roms mag einen tiefen



Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht haben, das ohnehin durch seine ganze Erziehung eine durchaus geistliche Richtung angenommen hatte; in Rom war es nämlich, wo Moriz zuerst dem General des Jesuitenordens, Mutius Vitellesci, seinen Entschluß anvertraute, in den Orden treten zu wollen. So erfreulich diese Eröffnung dem General sein mochte, so wenig konnte derselbe die großen Schwierigkeiten und Verwickelungen verkennen, welche aus der Durchführung dieses Entschlusses entstehen würden. Vitellesci rieth daher von übereilten Schritten ab und mäßigte den frommen Eifer des Jünglings, zugleich aber gab er ihm Anleitung zu den wissenschaftlichen Studien, durch welche er sich für den Eintritt in den Orden vorzubereiten habe. Sicherlich schwebte auch wol dem Scharfsinn des Generals die Möglichkeit vor Augen, daß ein zu früher Eintritt des jungen Edelherrn dessen große Besitzungen dem Orden gefährden würde, da Reclamationen der Seitenverwandten und Schwäger — Moriz hatte zwei verheirathete und eine unverheirathete Schwester — nicht ausbleiben würden. Moriz kehrte erst nach längerem Aufenthalt in Italien, besonders in Rom, in die Heimat zurück. In Köln befiel ihn die Pest, wobei sich Bönninghausen's Anhänglichkeit durch treue Pflege in ihrem besten Lichte zeigte. Im Jahre 1626 betrat er das väterliche Haus wieder. Seine Mutter hatte sich zum zweiten male vermählt, mit dem Kreisobersten und Drosten Wilhelm von Westphalen; die heimischen Verhältnisse aber waren in große Verwirrung gerathen, in Folge des Kriegsunglücks und besonders der Verheerungen und Brändschakungen des tollen Christian von Halberstadt, der die Herrschaft Büren völlig ausgesogen hatte. Moriz wollte sich unter diesen Umständen nicht bewegen lassen, die Verwaltung der Güter zu übernehmen. Um ihm nun einen Wirkungskreis zu eröffnen und zwar eine Stellung, welche in Uebereinstimmung mit der Richtung seiner Studien

sei, beschloß man für ihn eine Anstellung beim höchsten Reichsgericht in Speier nachzusuchen. Bönninghausen unterzog sich dieser Aufgabe und erhielt auch bald die Anwartschaft auf die nächsterledigte der beiden vom Kaiser zu besetzenden adeligen Beisitzerstellen. Nicht lange, und die Vacanz trat ein. Moriz begab sich nun in stattlichem Aufzuge, von den Seinigen begleitet, nach Speier. Aber hier sollte ihm eine arge Demüthigung werden. Der kaiserliche Kammerrichter wies ihn nämlich mit seiner Expectanz ab, und Moriz blieb nichts übrig, als still nach Hause zurückzukehren. Er hatte über diesem Misgeschick, dessen eigentliche Gründe nicht angegeben sind, ganz die Fassung verloren. Nicht so sein fidus Achates Bönninghausen, der sich im Gegentheil fest vornahm, diese Demüthigung glänzend zu rächen. Da, wo man Moriz als Beisitzer abgewiesen hatte, sollte dieser triumphirend als das Haupt Aller, als Kammergerichtspräsident wieder einziehen, das war das Gelöbniß, welches Bönninghausen sich ablegte. Daß er es ausführen würde, schien nicht allein unmöglich, nein, es schien sogar lächerlich, wenn man an den jungen, in keiner Praxis geübten, durch keinerlei Verdienst empfohlenen Moriz denkt. Doch wir werden sehen, wie allmächtig der fest auf ein Ziel gerichtete Wille eines geschiedten Mannes ist. Bönninghausen reiste nach Wien. Er erhielt eine Audienz beim Kaiser. Aber es wurde ihm kein Schimmer von Hoffnung auf die eben erledigte Kammerrichterstelle gemacht. Weit wichtigere Bewerber waren da, die Kammerrichterwürde wurde zudem nur an Personen hohen Adels verliehen, und zu dem gehörte der Edelherr von Büren nicht einmal. Als Bönninghausen dennoch nicht abließ, erklärte ihm endlich der Beichtvater des Kaisers: es sei in der That zu verwundern, daß er einen solchen Versuch zu Gunsten eines ganz unbekanntem westfälischen Junkers und bischöflichen Vasallen wage; des jungen

Mannes Herkunft liege in einem zu dunkeln Hintergrunde, als daß sie zu dergleichen hohen Ansprüchen berechtige, er möge nur aufhören, Ihre kaiserliche Majestät mit seinen Zudringlichkeiten, worunter selbst des Monarchen Ansehen leide, zu belästigen, aus der Sache könne nimmer etwas werden.

Aber Bönninghausen war nicht der Mann, sich kopffcheu machen zu lassen. Dazu kamen die Bitten und Klagen der Mutter des Moriz von Büren, welche für die Gesundheit ihres Kindes zitterte, dessen sich die tiefste Niedergeschlagenheit nach dem speierer Misgeschick bemächtigt hatte; sie flehte Bönninghausen an, Alles aufzubieten, um seine Bemühungen zu einem guten Ende zu führen. Der Letztere wandte sich deshalb endlich um Hülfe an eines jener gelehrten Originale, an welchen das 17. Jahrhundert so reich war, an den berühmten Philologen und Kritiker Gasparo Scioppi, oder Schoppe, wie sein eigentlicher Name, denn Meister Kaspar war schlichter deutscher Herkunft und zu Neumarkt in der Oberpfalz 1576 geboren. Von Altorf wegen seiner scham- und schonungslosen Schreibart cum infamia fortgewiesen, hatte er sich nach Italien gewendet, das seiner Gelehrsamkeit bald alle möglichen Ehren erteilte, die endlich durch die Erhebung zum Grafen de Clara-Valle von Seiten des Papstes gekrönt wurden. Im Jahre 1598 war er von der protestantischen Kirche zur katholischen übergetreten, nichtsdestoweniger aber ein grimiger, Feuer und Schwert zu ihrer Vertilgung anbietender Feind der Jesuiten geblieben. Ueberhaupt war seine pamphletistische Satire rücksichtslos, vor nichts zurückschwendend; selbst König Jakob I. von England hatte unter seinem stacheligen Wiß zu leiden, freilich auch Don Gasparo selber dafür manche Unannehmlichkeit zu bestehen, wie ihn denn z. B., als er sich einst zu Madrid befand, der englische Gesandte an spanischen Hofe unbarmherzig durchprügeln ließ. Vor den

Anfeindungen der Jesuiten verkroch er sich endlich in Padua ganz in sein Studirzimmer, daß er die letzten vierzehn Jahre seines Lebens nicht mehr verließ. So gleichsam eingekerkert, von kärglicher, ausschließlich vegetabilischer Nahrung lebend, auf einem Bret schlafend, fortwährend geistig thätig und schriftstellernd — seiner hinterlassenen Schriften waren nicht weniger als 400 —, brachte er sein Leben dennoch auf 73 Jahre. Er starb 1649 zu Padua.

Gasparo Scioppi lebte dazumal unter dem Titel eines kaiserlichen Rathes in Mailand. Er war der Rathgeber und das Orakel für alle Welt in Fragen der Heraldik, Diplomatie und Genealogie und in aller Alterthumswissenschaft. An ihn also wandte sich Bönninghausen; hatte Moriz von Büren doch in Rom bei ihm Unterricht in der Alterthumskunde genommen und Bönninghausen damals persönlich seine Gewogenheit gewonnen; es kam darauf an, den berühmte Mann dazu zu bringen, daß er einen Stammbaum aufstelle, wonach die edeln Herren von Büren durch ihr Herkommen klar und unwidersprechlich dem hohen deutschen Adel angehörten. Schoppe ließ sich gegen ein erkleckliches Honorar zu solcher Arbeit bereitwillig finden. Bönninghausen übersandte alles mögliche echte und unechte Material und überließ es der Phantasie des Gelehrten, etwaige Lücken auszufüllen. Die Phantasie ließ denn auch den gelehrten Genealogen nicht im Stich, und das Geschlechtsregister, welches er aufstellte, wies die Ahnen Moriz von Büren's durch alle glorreichen Perioden der Weltgeschichte hindurch nach; weder merowingische, noch longobardische, noch burgundische, noch gothische Könige waren darauf gespart und ganz zu oben paradirten König Priamos und Antenor. Dies ausgezeichnete Werk wurde 1629 zu Mailand von Schoppe edirt und der römisch kaiserlichen Majestät allerhöchstselbst gewidmet, wobei denn der Verfasser in der Dedication nicht unterließ, auch die un-

vergleichlichen Tugenden, Anlagen und Gelehrsamkeit des zeitigen Trägers des erlauchten Namens Büren zu preisen. Bönninghausen gewann sich die Erlaubniß, diese Stammtafel dem Kaiser Ferdinand II. persönlich überreichen zu dürfen. Zudem benutzte er den Wink, den Schoppe ihm gegeben, sich um die Unterstützung des päpstlichen Nepoten und Cardinals Franz Barberini zu bemühen; dazu kam, daß die Jesuiten ebenfalls für ihren Zögling arbeiteten, daß Erzbischof Ferdinand von Köln, wie Moritz von den Jesuiten erzogen, seine dringenden Empfehlungen in die Wagschale warf, daß der Kaiser sich durch Schoppe's Stammtafel vollständig täuschen ließ und sie auf den Namen des berühmten Mannes hin ohne Prüfung für wahr annahm: genug, was Bönninghausen sich gelobt hatte, geschah, und im October 1629 wurde durch kaiserliches Diplom der fünfundzwanzigjährige Moritz von Büren zum Reichskammerrichter, zum Präsidenten des höchsten Reichsgerichts zu Speier ernannt. Da man einmal im Zuge des Verlangens und Erhaltens war, wurde der Kaiser auch noch bewogen, ihm obendrein ein Standesprivilegium ausfertigen zu lassen, worin ihm die reichsunmittelbare Stellung eingeräumt und verliehen wurde, dann die Erlaubniß, bei drohender Feindesgefahr an den Grenzen seiner Herrschaft das kaiserliche Wappen aufzupflanzen, und ähnliche Privilegia mehr.

Mit diesen Documenten in der Tasche kehrte Bönninghausen triumphirend nach Westfalen heim, zu seinem zaghaft das Ende abwartenden Zögling. Moritz war entzückt; der Schoppe'sche Stammbaum wurde mit Stolz entgegengenommen, und in den Gemächern des Büren'schen Schlosses prunkhaft mit allem seinem Geäst al fresco an die Wände gemalt. Dann begab sich der junge Kammerrichter nach Speier, um seinen Amtssitz im höchsten Gericht der deutschen Nation einzunehmen.

Er soll seines Amtes, dem er sich mit großem Eifer un-

terzog, löblich gewaltet haben. Wenigstens liegen keine Beweise für das Gegentheil vor. Während seines Richteramts aber hatte Moriz keinen Augenblick seinen Entschluß, in den Jesuitenorden zu treten, fahren lassen. Den Wünschen seiner Mutter, ihn verheirathet zu sehen, setzte er deshalb auch beharrliche Weigerung entgegen; doch hielt ihn die Rücksicht für seine Mutter, und auch wol die Berechnung, daß ein wider ihren Willen unternommener Schritt sie bestimmen würde, ihm den von ihr eingebrachten Theil des Vermögens durch ein Testament zu entziehen und seinen Schwestern oder ihrem Gemahl zweiter Ehe zuzuwenden — diese Berechnung hielt ihn wol auch von der Ausführung seines Vorhabens so lange sie lebte ab. Elisabeth von Büren segnete das Zeitliche im Jahre 1632. Ihr Sohn hatte nun zunächst vollauf zu thun, um die durch die Kriegerunruhen und stürmischen Zeitverhältnisse in vollständige Verwirrung gebrachten, mit Processen und Schulden belasteten Güter persönlich zu ordnen; weil ihm dabei seine amtliche Stellung als Kammerrichter von dem wesentlichsten Vorschub war, durfte er jetzt nicht dieses Amt aufgeben, und über seiner administrativen Thätigkeit verfloß ein Jahr nach dem andern, bevor ihm soviel Muße und Ruhe wurde, um an die Ausführung seines Entschlusses denken zu können. So war das Jahr 1640, in welchem der Orden der Gesellschaft Jesu sein hundertjähriges Stiftungsjubiläum begehen wollte, herangekommen; in diesem Jahre, am 21. April, schritt Moriz von Büren zunächst dazu, sein Testament aufzusetzen, worin er sein sämmtliches Vermögen ohne alle Ausnahme dem Orden vermachte, mit der Bestimmung, daß ein Collegium der Jesuiten in seiner Stadt Büren errichtet werde. Der Kaiser und die Fürstbischöfe von Paderborn und Münster, in deren Stiftern seine Güter lagen, wurden zu Executoren ernannt. Fürs erste blieb dieser Schritt

geheim und nur einigen hochgestellten Jesuiten bekannt; drei Jahre später aber trat Moriz öffentlich mit seinem Vorhaben auf; er legte seine Kammerrichterstelle nieder und nachdem er Bönninghausen die Verwaltung seines sämmtlichen Vermögens übergeben hatte, zog er, von seinen Freunden und Angehörigen begleitet, gen Trier, um dort sein Noviziat im Orden anzutreten. Hier wurde nach den Ordensregeln dem ehemaligen Reichskammergerichtspräsidenten keine der Prüfungen, der demüthigenden Aufgaben erspart, welche mit dem Noviziat verknüpft waren. Moriz von Büren mußte die schmutzigsten Arbeiten verrichten, Bettelpfennige sammeln, Zimmer reinigen und unterwarf sich alledem mit der Geduld eines Heiligen. Ebenso wenig brachten ihn die Vorstellungen seines Stiefvaters, der in Trier zu ihm kam und endlich nach einer höchst stürmischen Scene von ihm schied, dahin, seinem Entschlusse untreu zu werden. Nach bestandnem Noviziat empfing er die priesterlichen Weihen, und übte sich rastlos in der Askese.

Sieben Jahre hatte er im Orden zugebracht, als seine Obern es für zweckmäßig fanden, ihn von dem Aufenthalt im Collegium zu entbinden, damit er zu Hause nach dem Seinen oder vielmehr nach dem Ihrigen sehen könne; es scheint, man mißtraute der von Bönninghausen geführten Verwaltung. Zur Controle gab man ihm einige Ordensmitglieder bei, die sich in Büren mit ihm ihren Haushalt einrichteten.

Sicherlich hatte Moriz bei seinem Eintritt in den Orden diesen als das Asyl der Ruhe, als den Hafen stillen innerlichen Glücks betrachtet, dem er in ungestörter Beschaulichkeit und Seelenheiterkeit sich werde hingeben können. Aber wie wenig sollten solche Vorstellungen sich erfüllen! Es war just das Entgegengesetzte was eintrat, es war geradezu ein Meer

von Sorgen, Verdruß und Unruhe, in welches der arme Moriz von Büren sich gestürzt hatte; und ebenso sollten die frommen Väter noch weidlich geplagt werden, bevor sie des schönen Besitzes froh werden konnten!

Der Aerger begann zunächst mit dem Zornwüth, in welches die Jesuiten Moriz mit seinem treuen Bönninghausen brachten. Dieser wurde der Erpressung und Unterschlagung während seiner Administration beschuldigt, und Moriz ging so weit, ihn am 6. Oct. 1655 festnehmen und in der Burg zu Büren in eine wohlverriegelte Kammer einsperren zu lassen. Man bemächtigte sich zugleich seines Vermögens, von dem er später nur einen sehr geringen Theil, 2000 Thaler, wiedererhielt, der Rest wurde von Moriz als Schadenersatz confiscirt. Erst nach zweimonatlicher Haft wurde Bönninghausen entlassen, nachdem er schriftlich alle Bedingungen eingegangen war, welche man ihm gemacht hatte, nachdem er Urfehde geschworen und eidlich gelobt, sich gegen Niemanden über die erlittene Behandlung beklagen zu wollen. Dies Gelöbniß wurde jedoch gehalten wie man erwarten konnte. Sobald Bönninghausen jenseit der Büren'schen Grenzpfähle war, erfüllte er das Land mit den bittersten Anschuldigungen, und verlangte Herausgabe des ihm geraubten Vermögens, das er auf 70,000 Thaler schätzte. Er klagte und trieb den mit grenzenloser Erbitterung geführten Proceß bis zum Reichshofrath, erlebte jedoch das Ende desselben nicht mehr; seine Erben wurden endlich mit einer Summe von 16,000 Thalern, welche die Jesuiten als Rechtsnachfolger Büren's ihnen auszahlten, abgefunden.

Gewiß ist, daß dieses Verfahren einen dunkeln Flecken auf Moriz von Büren wirft, wenn er etwa nicht bloßes Werkzeug in der Hand seiner Leiter war. Abgesehen von allem Andern war es eine schreiende Rechtsverletzung, daß er



sich zum Richter in eigener Sache aufwarf; die Beschuldigungen gegen Bönninghausen mögen vielleicht zum Theil nicht ohne Grund gewesen sein, worauf ja auch die Größe der Summen, welche sich in seinem Vermögen fanden, hindeutet: doch war es immer schwarzer Undank, so gegen den erprobten Freund, den Eingeweihten in die Geheimnisse des Schoppe'schen Stammbaums, zu verfahren, der jedenfalls für Moritz Dinge ausgerichtet hatte, gegen welche bloße Geldangelegenheiten kein Gewicht haben konnten.

Zugleich begannen eine Reihe erbitterter Streitigkeiten mit den Familiengliedern. Der Stiefvater, der Landdrost von Westphalen, stellte eine Reihe von Forderungen auf, und da ihm der Weg gerichtlicher Proceedur zu weitschweifig und unsicher schien, rückte er mit wehrhafter Mannschaft in eines der Schlösser Büren's, das Haus Geist bei Münster ein und nahm es in Besitz. Moritz, der nichts davon ahnend gerade um dieselbe Zeit von Büren aus sich auf dieses Schloß begeben wollte, kam an einem kalten Winterabend vor dem Thore vorgefahren. Zu seiner Ueberraschung fand er das Thor verschlossen und alle Zugänge versperrt; auf das Pochen und Rufen seiner Diener antwortete endlich eine Stimme aus dem Innern, daß Niemand ohne Befehl des Landdrosten hier Einlaß finde. Der erstaunte Gebieter war deshalb gezwungen abzuziehen und in der nächsten elenden Bauernhütte zu übernachten. Nach Büren zurückgekehrt, hält er nun Kriegsrath mit seinen geistlichen Collegen und es wird der Beschluß gefaßt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es werden Einverständnisse mit den Leuten Westphalen's angeknüpft; es gelingt einige derselben zu bestechen; an der Spitze einer Anzahl bewaffneter Knechte schleicht sich Moritz dann in tiefer Nacht unter die Mauern des Schlosses; mit Hülfe der treulosen Diener im Innern werden die Mauern überstiegen, die zuerst

Eingedrungenen öffnen dem Nest die Thore, und der im Bette überraschte Stiefvater wird festgenommen und mit seiner Habe am andern Tage vor die Thür gesetzt. Natürlich entsteht jetzt ein neuer erbitterter Rechtshandel, und wie denn, seit Moriz in den Händen des Ordens ist, zwischen ihm und den Seinigen alle Bande zerrissen erscheinen, so reihen sich hieran neue Händel und Proceffe mit den Schwestern, von denen eine, Anna Dorothea, dabei den Orden der Brigittinerinnen hinter sich hat, in den sie zu Köln aufgenommen ist. Die zwei andern Schwestern sind nacheinander an Gottschalk von der Malsburg verheirathet, dessen Kinder nun ebenso wie die Nonne aus dem Kloster Sion in Köln mit der Behauptung auftreten: Moriz sei nur Erbe seines Vaters in der Voraussetzung und unter der Bedingung geworden, daß er Stamm und Namen fortpflanze. Dazu tritt dann ein noch gefährlicherer Feind, nämlich der Fürstbischof von Paderborn, dem die Ansiedelung von Jesuiten in Büren verhaßt war und der die Herrschaft Büren als paderbornisches Lehn mit seinen Truppen besetzen ließ, sodas Moriz sich genöthigt sah, nach dem seinem Stiefvater abgekämpften Schlosse Geist zu flüchten. Mit einem Worte, es erhebt sich eine unabsehbare Kette von Verwickelungen, Aergernissen, Proceffen und Verlegenheiten für den Armen, der geglaubt hat, er könne der Welt entsagen und stiller geistiger Thätigkeit im Frieden einer Klosterzelle leben! Und doch blieb er seinem geistlichen Berufe so treu, wie er es unter solchen Umständen nur vermochte. Er trug das größte und schlechteste Ordenskleid, welches er erhalten konnte, suchte es in willenlosem Gehorsam allen Ordensbrüdern zuvorzuthun, übte sich in jeder Art von Ascese, trug einen 20 Pfund schweren Gürtel und gab sich mit einer aus eisernen Ketten geflochtenen Geißel die Disciplin, oft bis aufs Blut. Dabei gönnte er sich nur vier oder fünf Stunden Schlaf,

um alle seine Zeit dem Umgange mit Gott zu widmen. Er starb 57 Jahre alt auf dem Schlosse Geist, am 7. Nov. 1661, und mit ihm erlosch das alte, über ein halbes Jahrtausend lang mächtige Geschlecht der Dynasten von Büren. Wie an ihm übte sich übrigens auch an den frommen Vätern der Gesellschaft Jesu die Ironie der Geschichte. Die Freude an der reichen Erbschaft wurde ihnen auf jede Weise vergällt. Den Erben Bönninghausen's waren 16,000 Thaler zu zahlen, die Ansprüche der Erben des Drostes von Westphalen mit 20,000 Thalern auszugleichen, dann wurden die Jesuiten vom Fürstbischof von Büren fort und nach Warburg verwiesen; nach allen Seiten war zu kämpfen und zu streiten, und so kam es, daß sie erst im folgenden Jahrhundert den Bau des Ordenshauses in Büren beginnen, und erst 1772 die schöne und reich ausgeschmückte Kirche zu Büren vollenden konnten — im nächsten Jahre wurden sie aufgehoben! —

Von den andern Kirchen Münsters erwähnen wir noch der Liebfrauenkirche mit ihrem prachtvollen Thurme, von dem die Wiedertäufer leider die Spitze niedergebroschen haben. Die Kirche ist ein schönes Denkmal germanischer Baukunst, gebaut um das Jahr 1540. Dann die Ludgerikirche mit dem lichten durchbrochenen, auf den vier Mittelpfeilern des Langhauses frei ruhenden Thurme, ebenfalls zumeist dem 14. Jahrhundert angehörend. Dafür ist der dünn aufsteigende hohe Thurm der Lambertikirche, deren wir bereits erwähnten, desto weniger in Harmonie mit dem schönen Bauwerk, dem er sich anschließt; er ist eine Art Seitenstück zu dem hängenden Thurme von Pisa — er hat sich höchst bedenklich nach Westen geneigt und droht jeden Augenblick überzukippen; das ist aber schon seit Jahrhunderten so gewesen, und schon 1566 fand eine Untersuchung statt: „ob der Lamberz Torn auch Noth habe, forz zu fallen.“

Das fürstbischöfliche Schloß befindet sich am Westende der

Stadt in schöner freier Lage; es ist seit 1767 vom General Schlaun im Rococogeschmack erbaut worden und hat schöne Verhältnisse und einen reichen Schmuck an seinen trefflichen Sandsteinsculpturen. Der Fürstensaal enthält die Bildnisse der letzten Regenten, die Kapelle ein geschätztes Altargemälde von Tischbein. Jetzt dient das Gebäude zum Sitz des commandirenden Generals und des Oberpräsidenten, der Schloßpark zum Vergnügungsort und botanischen Garten. Die Erbauer des Schlosses, Kurfürst Maximilian Friedrich und sein Nachfolger, haben sich mithin der glänzenden Residenz, welche sie sich schufen, nicht lange zu erfreuen gehabt. Das Besitznahmepatent Preußens, wonach der größte Theil des ehemaligen Hochstifts der Monarchie einverleibt wurde, ist vom 6. Juni 1802, und wurde bestätigt durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803. Blücher, sah wir schon oben, hatte das Commando der einrückenden Truppen: Stein war mit der Organisation des Landes betraut. Nach der Schlacht von Jena 1806 mußte die neue Errungenschaft an Frankreich aufgegeben werden, bis die Schlacht von Leipzig auch Westfalen die Freiheit von den fremden Gewalthabern brachte. Im November 1813 zogen die preussischen Truppen wieder in Münster ein, mit ihnen der Freiherr von Wincke, der Stein's begonnene Arbeit in würdiger Nachfolge ausführte. Während der vierzigjährigen Friedenszeit hat sich nun seitdem die Stadt in auffallender Weise gehoben. Die Bevölkerung, welche 1812 noch 14,700 Seelen betrug, ist jetzt beinahe auf 25,000 gestiegen. Im Verhältnisse zu dieser Zunahme ist jedoch die Gewerbthätigkeit nicht gestiegen und auch nach der Eisenbahnvollendung wird sich zu dem alten Range der ersten Handelsstadt zwischen Weser und Rhein, wie in den Zeiten der Hansa, Münster schwerlich je wieder erheben.

Eigenthümlich und bezeichnend ist auch ein merkwürdiges

Factum, daß dem Statistiker entgegentritt, wenn er die Bewegung in den einzelnen Bewohnerclassen ins Auge faßt: er findet nämlich, daß trotz der Verdoppelung der Einwohnerzahl die Zahl der gehaltenen Dienstboten sich nicht vermehrt, sondern vermindert, besonders derjenigen, die dem Luxus des Lebens dienen. So sind von 1822—54 die Lakaien und Köche, Jäger, Kutscher von 93 auf 87, die Knechte von 168 auf 162, die Kammermädchen und Köchinnen von 726 auf 429, die Mägde von 647 auf 652 gefallen, Proportionen, welche besonders bei dem romantischen Geschlecht der Kammerzofen einen beunruhigenden Charakter haben müssen und dasselbe ganz und gar mit dem Aussterben bedrohen, während sie bei den andern Kategorien auf Abnahme des Wohlstandes deuten.

---

## 7.

Die Bahn nach Rheine; Seitenbahn nach Osnabrück. — Cardinal Thigi und der Gräving. — Die Grenzeiche. — Die Bevölkerung des osnabrücker Landes. — Das Bisthum und seine Geschichte. — Bischof Venno. — Der dreijährige Vater in Gott. — Benninshaus, Hamelmann, Möser. — Der Norden Westfalens: Lingen, Nremberg-Meppen, Papenburg. — Charakteristik der Gegend. — Schluß.

---

Von Münster wird die Eisenbahn in gerader nördlicher Linie weiterführen; sie wird dann, etwas westlich gewendet, dem Thale der Ems folgen. Zur Linken bleibt Steinfurt, die Residenz der Fürsten von Bentheim-Steinfurt, mit dem schönen ausgedehnten das „Bagno“ genannten Parke. Bei dem Städtchen Rheine wird eine zweite von Westen nach Osten gerichtete Bahn sie durchkreuzen — aus den Niederlanden kommend und nach Osnabrück führend, um von da weiterlaufend sich bei Rehme an die Köln-Mindener Schienenbahn anzuschließen. Das ist freilich zumeist erst Project oder im ersten Stadium der Ausführung begriffen: der Vollendung mit Ernst entgegengeführt wird jedoch die Strecke nach Rheine und der Seitenstrang von Rheine nach Osnabrück, der sich durch die Ausläufer des Teutoburger Waldes zieht und

zu seiner Rechten das alte Tecklenburg läßt, mit den spärlichen Ruinen der festen Zwingburg, auf der das unruhige, streitbare und weithin mächtige Geschlecht der Grafen von Tekeneborg hauste, das in westfälischer Geschichte und Ueberlieferung eine so große Rolle spielt und in ewiger Fehde mit den benachbarten Hochstiftern Münster und Osnabrück lebte.

Von den Ruinen der zerstörten Burg aus hat man eine weite freie Aussicht; zur Rechten erblickt man die Felsen des Königsteins, denen einst der alte Blücher seinen Namen einhauen ließ; vor sich den Flecken Lengerich, der eine Art geschichtlicher Bedeutung hat, weil in der Kirche desselben die in Osnabrück und Münster tagenden Gesandten des Westfälischen Friedens zusammenkamen, wenn sich gemeinsame Verabredungen erforderlich zeigten. Der römische Legat, Fürst Ghigi, der später als Alexander VII. den päpstlichen Thron bestieg, nahm eine zeitlang in dem Flecken seinen Aufenthalt: noch erzählt man sich seinen Ausruf, als man ihm den Gräsing, das treffliche Kräuterbier, auf dessen Bereitung der Ort stolz ist, credenzte: „Adde parum sulphuris et erit potus infernalis!“ Nur ein wenig Schwefel noch hinein und es ist ein Trank für den Teufel! — Die Umgegend ist wol der nördlichste Strich Deutschlands, in welcher die Steinkohle gebaut wird. Es scheint, daß die großen Flöze, welche in der Grafschaft Mark vorkommen, sich nordwärts streichend vertiefen und dann wieder so erheben, daß sie hier, am Ende des Teutoburger Waldes, aufgeschlossen werden können. Bei dem nahen Städtchen Ibbenbüren sind bedeutende Zechen, andere werden in der Nähe von Osnabrück betrieben, und weiter darüber hinaus, in den borgehohler Bergen, wo denn auch wieder Salzquellen auftauchen, wie die Saline zu Rothenfelde. Kohlen, Salz und vor allem Leinwand, wofür sogenannte „Leggen“ oder Prüfsanstalten errichtet sind, auf denen das Gewebe je nach seiner Güte ge-

stempelt wird, sind nun auch Hauptproducte des osnabrücker Landes, welches, in seinen nördlichen Strichen zum Theil wüßt und unfruchtbar, nicht hinreichende Getreidevorräthe zur Ernährung der Bevölkerung zieht. Daher sieht man denn auch jährlich in den Sommermonaten zahlreiche Arbeiter von hier aus den Niederlanden zuwandern, wo sie hauptsächlich als Mäher dienen, in den Torfmooren u. s. w. arbeiten und dann mit einer kleinen ersparten Summe im Herbst heimkehren. — Die Art der Ansiedelungen ist ganz wie die im Münsterlande; man zieht die vereinzelte alte Hofstätte dem Leben in zusammengedrängten Dörfern vor; ebenso ist wie dort die Einrichtung des Hauses; die große Tenne, welche von der Giebelseite her Einfahrt und Eingang hat; rechts und links davon die Stallungen; im Hintergrunde die Küche, in kleinern Häusern gar nicht, in größern durch einen Verschlag von der Tenne getrennt; in der Mitte der Küche der freiliegende Herd, zwischen dem und der hintern Wand Raum genug übriggelassen ist für den Lehnstuhl des Großvaters. Doch ist das Naturell der Bevölkerung von dem des Münsterlandes wesentlich verschieden: der Osnabrücker ist lebhafter, anregbarer, thätiger, fleißiger, und zu den Charakterzügen der Bewohner der Hauptstadt des Landes gehört aufgeweckter Sinn und eine ganz auffallende Redefertigkeit.

Wir nahen uns dieser Stadt an der Stelle vorüber, wo sich einst, im 14. Jahrhundert, die mächtige Grenzeiche zwischen dem Stift und dem Gebiet der tecklenburger Grafen erhob. Unter der Eiche war die Malstätte, wo im Namen des Grafen von seinem Richter und den Schöffen Recht gesprochen wurde; oben in der Eiche aber hatte die Stadt Osnabrück ein hölzernes Haus bauen lassen und eine Wache da hineingesetzt, die ohne Unterlaß die Gegend nach dem Schlosse Tecklenburg im Auge halten und spähen mußte, ob der gefürchtete ewig unruhige Feind



von daher keine drohende Bewegung mache. Daß der Mann oben im Baume und die Männer am Fuße desselben immer gute Nachbarschaft gehalten, ist fraglich; jedenfalls war es wol sehr gut, daß die Malstätte unter des Kaisers Frieden stand!

In höchst freundlicher von grünen Hügeln umhögter Lage erhebt sich Osnabrück vor dem von Westen her kommenden Fremden. Sie hat eine ziemlich große, von Norden nach Süden hin sich streckende Ausdehnung und besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße von endloser Länge.

Osnabrück wird eine alte sächsische Ansiedelung gewesen sein, bei der sich eine Brücke über den kleinen, die Stadt berührenden Fluß Hase befand — denn Osnabrück als Hasabrücke (oder etwa Osningsbrücke?) zu deuten ist immer das Nächstliegende und Natürlichste. Am Ende des 8. Jahrhunderts bildete Karl der Große aus dem Landstrich zwischen Ems und Hunte einen bischöflichen Sprengel, dessen Sitz er nach Osnabrück verlegte, wo schon früher vom Abte Bernhard, dem ersten Apostel dieser Gegenden, eine Kapelle gebaut war; Karl der Große soll sie zu einem Münster erweitert und dieses sein Feldbischof Egilfried von Lüttich eingeweiht haben. Der erste Bischof hieß Wieho, ein Zögling der großen uestrechter Pflanzschule. Eigenthümlich ist, daß der große Frankenkaiser 804 den Bischof von allen Hofdiensten befreite und nur dabei etwaige Gesandtschaften an den griechischen Kaiserhof ausnahm, und daß er zugleich eine Schule für griechische und lateinische Sprache auf immer mit dem Bisthum verband — die osnabrücker Lehranstalt, das Carolinum, rühmt sich deshalb eines mehr denn tausendjährigen Bestandes. Wie in Paderborn und Münster errangen die Bischöfe nach dem Sturz Heinrich's des Löwen die fürstliche Gewalt; in einer Urkunde von 1225 wird Bischof Engelbert zum ersten male Fürst genannt. Unter

dieser ältern Reihe der osnabrücker Infulträger tritt nur ein anziehender oder merkwürdiger Charakter hervor; dies ist Benno. Schön, geistreich, gelehrt, das ganze Wissen der Zeit mit damals seltenen Kenntnissen der Technik verbindend, von den Frauen bewundert, band ihn wol mehr die Dankbarkeit als Uebereinstimmung der Charaktere an Kaiser Heinrich IV., der ihn zum Majordomus seines Hofes und zum Aufseher über die kaiserlichen Bauten ernannte (Benno hat als solcher den Dom zu Speier restaurirt), und ihn später auf den bischöflichen Stuhl von Osnabrück erhob. Benno blieb aber auch nach dieser Erhöhung der treueste Genosse seines kaiserlichen Freundes und theilte mit ihm die Bürde des päpstlichen Zorns und Bannfluchs, der Beide zugleich flüchtig durch die Wälder Niedersachsens trieb. Die Abenteuer und Ereignisse der Flucht des wackern Bischofs hat ein erzählendes Gedicht des Osnabrücker Broxtermann, das am Ende des vorigen Jahrhunderts (1794) erschien, mit Glück geschildert. Erst als Gregor VII. zu Salerno Todes verblieben war und Heinrich's IV. Macht sich neu befestigte, durfte Benno wagen, in seinen Sprengel zurückzukehren. Er baute dann den alten und bis 1680 als Residenz dienenden Sitz der osnabrückischen Bischöfe, die Burg zu Iburg, aus, bei welcher er eine Benedictinerabtei gründete. In dem Altar der neuen Klosterkirche ließ er eine Höhlung anbringen, wie sie der Altar der Kathedrale zu Brixen hat. Vor dem hatten Kaiser Heinrich's Bischöfe, Deutsche und Italiener, sich versammelt und den Papst Gregor seiner Würde entsetzt; doch als der Augenblick des Abstimmens gekommen, war Benno, um nicht seine Stimme wider seinen und der Christenheit Oberhirten abzugeben, in die Höhlung unter dem Altar geschlüpft. Als der Act vorüber war, saß Benno wieder auf seiner Stelle, als ob er gar nicht von da gewichen sei. — Ob Bischof Benno in seiner neuen Stiftung

einen eben solchen Altar bauen ließ als ein Andenken an seine Schlaueit oder aus Fürsorge für spätere ähnliche Lagen, oder vielleicht auch in Bußgedanken und Reue über eine unwürdige Handlung — das haben die Chronisten uns nicht angedeutet. Benno starb im Jahre 1088 in dem sogenannten Bennothurme des Schlosses zu Iburg. Auf seinem Todesbette verlangte Azela, eine Matrone, welche mit frommer Liebe an dem Bischof hing, ihn zum letzten male zu sehen. Aber Benno ließ ihr antworten: „Eam se videlicet malle in futuro videre saeculo, ubi sincere, secure ac jucundius mutuo fruenter aspectu, quicumque se hic invicem in Christo puritate castae caritatis amassent.“ Und dann schloß er die Augen zum Ausruhen von allen seinen Wanderzügen, die ihn soviel umher durch Italien und Deutschland und weit ins ferne Morgenland geführt hatten.

Unter Bischof Franz von Waldeck, von dem oben als Bischof von Münster die Rede war, breitete sich im Lande und in der Hauptstadt die Reformation aus, ohne sich doch ganz behaupten zu können. Das Jahr 1561 finden wir in den Chroniken hervorgehoben, weil es nicht weniger als 61 alte Weiber verbrennen sah; 1583 und einige folgende Jahre haben das noch glorreichere Resultat nachzuweisen, daß nicht weniger als 121 Hexen verbrannt wurden, wonach sich denn die Hexenwuth wie ansteckend auch der benachbarten Städte Iburg, Börden u. s. w. bemächtigte. — Während des Dreißigjährigen Krieges findet ein beständiges Ringen um die Gewalt zwischen den Anhängern der neuen Lehre und den Katholiken statt; der Westfälische Friede bringt endlich die Entscheidung, daß eine abwechselnde Regierung des Landes bald durch einen katholischen, bald durch einen evangelischen Fürstbischof eintreten, der evangelische aber immer aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg genommen werden solle. Der erste protestan-

tische Bischof war Herzog Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg, der die Residenz zu Iburg verließ und das Schloß zu Osnabrück erbaute und bis 1680 bewohnte. Der letzte der protestantischen Bischöfe war der Sohn König Georg's III. von England, Friedrich, Herzog von York, der so jung zu dieser Würde gelangte, daß Sterne ihm ein Buch widmen konnte mit der Ueberschrift: „Dem Hochwürdigsten in Gott Vater (nur drei Jahre alt) u. s. w.“

Im Jahre 1803 wurde Osnabrück durch den Reichsdeputationshauptschluß an Hannover verliehen, das dann auch alsbald wieder, nachdem die Episode der französischen Herrschaft vorüber, sich in Besitz setzte. Die Stadt ist jetzt Sitz eines Obergerichts und der Landdrostei oder der Regierungsbehörde; auch ist von der Krone Hannover ein Bisthum wieder errichtet, das die Katholiken des Königreichs am linken Weserufer umfaßt und dem ein apostolischer Administrator vorsteht: zur Dotirung eines Bischofs, heißt es, mangeln die Fonds — trotz der reichen Dotationen all der aufgehobenen Stifter und Klöster! Die Einwohnerzahl mag jetzt 15,000 betragen. Berühmter Männer, deren Namen sich an die Stadt knüpfen, sind wenige: Rudolf von Benninkhaus erwarb sich hier im 16. Jahrhundert den Namen des westfälischen Hans Sachs durch eine Reihe von Komödien, in welchen er dem verben Geschmack seiner Zeit huldigte, und die so tief in Vergessenheit gerathen sind, daß die Literaturgeschichten nicht einmal ihres Verfassers mehr erwähnen. Geboren zu Osnabrück (1525) wurde auch der oldenburger Superintendent Hamelmann, anfangs ein gar eifriger und hitziger Kämpfer wider das Lutherthum, der, mit hinreißender Beredtsamkeit ausgerüstet, von der Kanzel herunter gegen die Neuerungen in der Lehre donnerte. Längeres Nachdenken über die Gebrechen der Kirche brachte ihn aber endlich dahin, daß er, als Mess-

priester zu Camen in der Grafschaft Mark angestellt, eines Tages vor seine Gemeinde mit dem offenen Bekenntniß hintrat: daß er sich bisher zu Lehrsätzen bekannt habe, welche mit der Heiligen Schrift nicht übereinstimmten, die er aber, durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes, nunmehr verwerfe, fortan zur evangelischen Lehre sich wendend. Er wurde darauf aus der Stadt verwiesen und führte ein wechselreiches Leben, bis er als Superintendent in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst 1595 starb. Er ist einer der wichtigsten Geschichtschreiber für Westfalen und Niedersachsen, namentlich durch seine Darstellung der Einführung der Reformation in den bedeutendern Städten der genannten Länder geworden. Auch ist der Abt Jerusalem 1709 in Osnabrück geboren, aber, der Vaterstadt bald entführt, nur insofern in Beziehungen zu ihr geblieben, als er mit Justus Möser befreundet war, und dessen Tochter, die geistreiche Frau von Voigt, einige Jahre in Jerusalem's Hause zubrachte, während dieser in Braunschweig lebte, wo er sich bekanntlich das große Verdienst der Stiftung des Carolinum erworben hatte.

Vor Allen ist nun aber Justus Möser zu nennen. Er war der Sohn des Kanzleidirectors und Consistorialpräsidenten Möser zu Osnabrück und wurde hier 1720 geboren; in ihm sowol wie in seinem jüngern Bruder Johannes Zacharias entwickelten sich sehr früh hervorragende Geistesgaben, obwol Beide eine durchaus verschiedene Richtung nahmen. Von Justus wird erzählt, daß er als Knabe eines Tages dem väterlichen Hause entlaufen sei, um in die Welt zu gehen und sein Glück zu suchen. Der junge Abenteurer kam bis nach Münster, wo er erschöpft, hungerig und ohne Geld anlangte und einen vorübergehenden Domherrn um eine Gabe anzusprechen mußte. Er erhielt ein Siebenpfennigstück zum Geschenk, und eine Bagabundin, mit welcher er zusammentraf,

theilte mit ihm ein Ei und etwas von ihr erbetteltes Brot. Der kleine Weltfahrer kehrte nun, enttäuscht über das Glück, welches in der weiten Welt zu finden, nach Hause heim. Mächtiger aber wirkte der Drang in die Ferne, der in Justus so rasch sich beruhigt gezeigt, in seinem jüngern Bruder. Dieser hatte, nachdem er auf dem Gymnasium zu Osnabrück den Schulunterricht erhalten, die Universität Jena bezogen, als lustiger Musensohn Schulden gemacht und endlich vor seinen Gläubigern das Weite gesucht; auf seiner Wanderschaft war er bis nach den Barbarenstaaten verschlagen und nach Tripolis gekommen, wo er, wie es heißt, sich am Sklavenhandel betheiliget haben soll. Diese Speculation scheint jedoch keine Früchte getragen zu haben, denn Johannes Zacharias Möser kehrte nach einigen Jahren zurück, und trieb nun in der Heimat alchemistische Studien. Von welchem Glück diese Bestrebungen, den Stein der Weisen und die Kunst Gold zu machen, gekrönt worden, ist daraus zu ermessen, daß er als ehrfamer Actuar am Criminalgericht 1767 zu Osnabrück gestorben ist.

Justus Möser studirte ebenfalls die Rechte zu Jena und zu Göttingen; den ersten Wirkungskreis fand er als Advocat, dann 1747 als Advocatus patriae zu Osnabrück, wozu eine Anstellung als Secretär der Landstände und Syndicus der Ritterschaft kam; wichtiger wurde die Sphäre seiner Thätigkeit, als 1761 der minderjährige Herzog von York Fürstbischof von Osnabrück wurde; Möser war in der zwanzigjährigen Periode der Minderjährigkeit eigentlich der Hauptrathgeber des Regenten. Von 1766 an begann seine schriftstellerische Thätigkeit in den „Intelligenzblättern für Osnabrück“, in welchen er die verschiedenen kleinen Abhandlungen niederlegte, die ihm später als „Patriotische Phantasien“ einen so hohen Rang unter den volksthümlichen Schriftstellern Deutschlands gegeben haben — obwol sie heutzutage mehr gepriesen als gelesen

sind. Wäre dies nicht der Fall, so würde Möser's eigentliche Stellung nicht so oft falsch beurtheilt werden und man hätte ihn nur mit großen Vorbehalten den deutschen Franklin genannt. Man irrt nämlich sehr, wenn man in Möser einen sogenannten Volksmann sieht — Möser war seiner ganzen Richtung nach ein durchaus conservativer Charakter, wie das vom Syndicus der osnabrücker Ritterschaft auch nicht anders zu erwarten. Seine Thätigkeit war deshalb auch wesentlich nur auf Hebung der Volkszustände innerhalb der gegebenen Verhältnisse und auf Versöhnung der untern Volksschichten mit dem Bestehenden gerichtet, keineswegs auf Reformen. Es war in ihm als Grundzug die gehaltene Besonnenheit, die praktisch an das Vorhandene anknüpfende, das nächste Interesse erfassende Ueberlegtheit eines gesunden Kopfes, der sich nie von etwas hinreißen ließ, was nur entfernt an Ideologie streifte; der im Gegentheil ganz wohl berechnete, daß ein unumwundenes Bekennen seiner Meinung bei Ministerium und Landschaft Anstoß erregen könne, und der seine Ansichten dann auch nur mit großem Rückhalt aussprach, um sich seine Stellung nicht zu verderben und damit die Möglichkeit weitem wohlthätigen Wirkens. Höchst charakteristisch ist in dieser Beziehung, was Möser selbst in der Vorrede zum dritten Theil seiner „Phantasten“ sagt: „Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frei gesagt zu haben, wenig gedient, wenn ich nicht dadurch gewonnen hatte, und da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger ebenso wichtig waren als Recht und Wahrheit, so habe ich, um jenes nicht zu verlieren und diese nicht zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für ein großes Publicum geschrieben hätte, vielleicht zu klein geschienen haben würde.“ — Und so gesteht er an einer andern Stelle, daß „wichtige Localgründe“ ihn verhindert hätten, der Leibeigenschaft den Krieg zu machen, da

Ministerium und Landstände aus lauter Gutsherren beständen! Man hat auch mit Unrecht bedauert, daß Möser kein größerer Wirkungskreis geworden als das kleine Fürstenthum Osnabrück. Justus Möser war eine Natur, die auf das Wirken im Kleinen und im Detail angewiesen war, und die gerade hier Großes leistete. Und dabei ist es denn nicht zu vergessen, daß gerade Naturen dieser Art, die trotz scharfen und weiten Blickes, trotz einer Bildung, die, wie die Möser's, im Studium des großartigen englischen Staatslebens errungen ist, dennoch nicht den treuen Sinn für die kleinen Zustände einer engen Heimat verlieren, — daß Naturen dieser Art gerade die seltensten sind bei uns Deutschen, welche wir so leicht vom Fluge der Ideen uns hinaustragen lassen über Das, was mit den Anforderungen seiner Wirklichkeit zu unsern Füßen liegt. Möser's Hauptwerk ist die treffliche „Osnabrückische Geschichte“, wovon der erste Band anfangs als „Einleitung in die osnabrückische Geschichte“ erschien, dann 1780 in zweiter Auflage nebst einem zweiten Bande unter erstem Titel. (3. Aufl., Berlin 1820; ein dritter Band wurde 1824 aus Möser's Nachlaß von H. v. Bar herausgegeben.) Man muß darin keine eigentliche Geschichtserzählung suchen, keine zusammenhängend weitergeführte Darstellung der Ereignisse, welche die genannte Stadt betroffen. Möser geht hauptsächlich darauf aus, die alten Verfassungs-, Rechts- und Sittenzustände zu untersuchen, und in dieser Beziehung hat er unendlich anregend und fruchtbar durch sein Buch gewirkt, das eigentlich, wenigstens im ersten Theile, ebenso gut eine allgemein deutsche Geschichte wie eine osnabrückische ist.

Justus Möser starb als Geheimer Justizreferendar im Jahre 1794. Seine Vaterstadt hat ihm im Jahre 1856 ein schönes und würdiges Standbild errichtet; es ist auf der Domfreiheit aufgestellt und vom Bildhauer Drake in Berlin unter Rauch's Theilnahme modellirt und gegossen. Die Porträtähnlichkeit



soll groß sein; Möser steht da, von einem Mantel umflossen, der das unplastische Zeitcostüm bedeckt, in der linken Hand eine Rolle haltend, die rechte wie lehrend gehoben.

Die Möserstatue erhebt sich in der Nähe der Domkirche, welche die kleinste und am wenigsten bedeutende der Kathedralen Westfalens ist, obwol sie dem Mann vom Fach ein sehr interessantes Studium darbietet, wenn er die in verschiedenen Perioden errichteten Bautheile sondern und analysiren will. Im Ganzen kann man sagen, daß der Dom im Rundbogenstil erbaut ist und größtentheils aus dem 12. Jahrhundert herrührt: die zwei Thürme sind vom Bischof Udo († 1141) erbaut. In der Sacristei des Doms zeigt man den Stab Kaiser Karl's des Großen. Noch drei andere jedoch jüngere und dem gothischen Zeitalter angehörende Kirchen besitzt die Stadt; dann ist des Rathhauses zu gedenken, welches ebenso, wie das in Münster, seinen Friedenssaal mit den Bildnissen der hier tagenden zum westfälischen Friedensschluß abgeordneten Gesandten (der evangelischen Mächte) hat; endlich ist noch des Schlosses zu erwähnen, das aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt und mit seinen gedrückten Verhältnissen ohne große architektonische Bedeutung ist. —

Der Abstecher nach Osnabrück war eine Episode unserer Reise; wir müssen denselben Weg zurückmachen bis Rheine, um von dort dem nördlichen Zuge unserer Schienenbahn zu folgen. Rheine ist der Hauptort eines durch den Reichsdeputationshauptschluß errichteten Fürstenthums Rheina-Wolbeck, welches dem niederländischen Geschlechte der Loos-Corswarem zur Entschädigung für linksrheinische Verluste gegeben wurde. Nach dem 1827 erfolgten Tode des letzten Herzogs Joseph Arnold von Loos ist das Fürstenthum an den belgischen Grafen Lannoy gekommen. Von Rheine führt die Bahn, in dem Thale der Ems bleibend, durch die Grafschaft Lingen mit dem

gleichnamigen Städtchen; dies kleine Land ist durch den Westfälischen Frieden dem Hause Nassau-Oranien verliehen, seit 1702 aus der oranischen Erbschaft an Preußen gefallen, seit 1815 so getheilt, daß Preußen die sogenannte obere, Hannover aber die niedere Grafschaft Lingen mit der Hauptstadt besitzt. An die Grafschaft Lingen schließt sich ein größeres Gebiet, welches ebenfalls, wie Rheine, zu den Landestheilen des alten Hochstifts Münster gehört, die nach dem Luneviller Frieden zu Entschädigungen für deutsche Fürstenfamilien dienen mußten, welche Besitzungen auf der linken Rheinseite verloren hatten. Anfangs mit der vollen Souveränität an den Herzog Ludwig Engelbert von Aremberg verliehen, wurde Meppen 1810 mediatisirt und mit Frankreich vereinigt, dann durch den Wiener Congreß unter hannoverische Hoheit gestellt. Eine Verordnung vom 9. Mai 1826, wodurch das Land zugleich zu einem Herzogthum Aremberg-Meppen errichtet wurde, ordnet des Herzogs Beziehungen zur Krone Hannover. Des Herzogs Residenz, wenn er diesen Theil seiner Besitzungen besucht, ist Clemenswerth, ein vom münsterischen Fürstbischof Clemens August aus dem Hause Baiern erbautes Lustschloß, das nördlich von Meppen mit seinem Parke wie eine Oase inmitten eines öden Landstrichs liegt. In der That ist die Gegend, in welche wir auf unserer Fahrt gelangt sind, von einer eigenthümlichen Dede und Verlassenheit. Die altwestfälische Art der Ansiedelung in zerstreuten einzelnen Höfen wird hier immer seltener und hört mehr und mehr auf, in dem Maße, wie wir uns den friesischen Grenzen nahen. Der Boden ist vorherrschend Sand: man findet Sandberge, die bei heftigem Winde sich auf die Wanderung begeben können und die ein Dichter die Nomaden dieser Steppen nennen würde. Große unübersehbare Haiden bedecken den größten Theil dieser Wildniß. Die einzelnen Dörfer liegen in Zwischenräumen von mehren

Stunden, jedes umgeben von feiner offenen Ackerflur, welche der „Eſch“ genannt wird; die Umhegung jedes Ackergrundstücks mit Wallhecken hat nämlich auch immer mehr aufgehört. Der Boden trägt nur kümmerliche Frucht und die Einwohner find auf einen Nebenerwerb angewieſen, den ſie zumeiſt im Stricken ſuchen. Alles ſtrickt — Jung und Alt, Männer wie Frauen. Wo die Bodenwellungen ſich vertiefen, ſtrecken ſich die weiten Torfmoore aus, auf denen die Cultur des Buchweizens im Schwunge iſt — jene eigenthümliche Cultur, die ſtatt des Düngers die Aſche des Bodens ſelbſt benutzt und mit ihrem entſetzlichen „Haarrauch“ die Schönheit der beſten Frühlingstage meilenweit umher erſtickt.

„Ganz Deutschland riecht's, wenn unſ're Moore dampfen“

ſingt ein vaterländiſcher Dichter in patriotiſchem Stolze!

Die Dörfer, welche vorzugsweiſe ſich mit dieſer Art des Ackerbaus beſchäftigen und ſich dazu der Röhre oder einer leichten Pſerderace bedienen, denen viereckige Holzplatten unter die Hufe geſchnallt werden, damit ſie nicht in den weichen Boden einſinken — dieſe Dörfer bieten oft den Anblick einer iriſchen Armuth dar. Man findet Erdhütten ohne Fenſter und Ofen, und Kinder, die ſplitternackt wie Südſeeinſulaner davor ſich umhertreiben. Aber auch in den höherliegenden Strichen des Landes, wo ſich der Anbau auch auf den Roggen, Gerſte, Flachſ ausdehnt, herrſcht wenig Wohlhabenheit. Die alten großen germaniſchen Höfe, aus denen dieſe Dörfer entſtanden, ſind viel zerſplittert und zertheilt. Den ariſtokratiſch ſtolzen, reichen weſtfälischen „Wehrfeſter“ kennt man hier nur ausnahmsweiſe noch. Vielleicht haben ſie hier ſeit vielen Jahrhunderten nicht mehr exiſtirt; denn obwol nach der Theorie des Freiherrn von Harthauſen auch hier die Hofesverfaſſung die Grundlage des erſten Anbaus und der fortschreitenden

Bevölkerung gewesen sein muß, so findet man doch fast ausschließlich die Anwohner in Dörfern und Bauernschaften zusammengedrängt und fast nirgends mehr Erinnerungen an den alten Bestand der Dinge in Oberhöfen, Schulzen, Meyern u. s. w. — Das Land ist von der Natur stiefmütterlich behandelt; ebenso wenig scheint seit je die Geschichte Lust gehabt zu haben, sich zu Gunsten desselben in Kosten zu setzen. Im äußersten Norden, wo man von einer konisch aufsteigenden kleinen Höhe herab weithin ins Land der Nord- und Ostfriesen blickt, sollen (zu Esterwege) die Tempelritter einen Sitz gehabt haben. Eine Kapelle, von ihnen erbaut, krönt jene Höhe, ein kleiner Adelsitz liegt daneben; das Ganze ist eine Scenerie von ziemlich galizischem oder ungarischem Charakter. — Dies ist außer einigen sehr alten, doch kaum nennenswerthen kirchlichen Bauwerken die einzige Erinnerung an das Mittelalter im Lande. Was Erinnerungen an die Zeiten der römischen Invasionen angeht, so hat man in nicht unbeträchtlicher Anzahl römische Silber- und Erzmunzen unter den Haideplaggen hervorgeschaufelt. Es ist unglaublich, aber es ist dennoch wahr und der Psycholog mag es unter die befremdendsten Phänomene zählen, welche die widerspruchsvolle Menschennatur aufweist: jene Römer, welche im Schatten der Oliven des Sabinergebirges ruhen, vom Monte-Cavo herab ihr Auge am Anblick der Ewigen Stadt und des blauen Tyrhenischen Meeres haben und daheim den edeln Saft der Reben trinken konnten, welche der heilige ausonische Boden nährt — jene selben Römer schlugen sich durch unwegsame winterliche Länder, durch das Dickicht germanischer Wälder bis in diese Wüsteneien durch — um dort noch obendrein ihre guten baaren Münzsorten zu verlieren!

Etwas reicher sind die Spuren, welche die germanische Urzeit auf dem Boden dieses unwirthlichen Landes hinterlassen hat. Sie bestehen aus zahlreichen Hünensteinen und Hünenringen.

Man kann kaum nach irgendeiner Richtung hin eine oder zwei Stunden Weges machen, ohne eines dieser seltsamen, aus erraticen Granitblöcken aufgethürmten Denkmale anzutreffen, welche einst Malstätten und Opferaltäre bildeten.

Der letzte Punkt, den ich, um der Pflicht des Cicerone zu genügen, hier nennen muß, ist Papenburg. Vor etwa 100 Jahren war dieser Ort nichts als ein unübersehbarer Moorsumpf, der stundenweit die Ruinen der „Papenburg“, einer alten Grenzbefestigung des Stifts Münster gegen Ostfriesland, umgab. Der Grundherr dieser Gegend, der Freiherr von Landsberg zu Behlen, machte den Versuch einer Colonisation und begann mit der Anlage eines Kanals, der von der Ems an bis drei Stunden weit in diese Moorregion gezogen wurde; zu beiden Seiten des Kanals siedelten sich nun Colonisten an, in kleinen nach holländischer Weise erbauten Häusern, wie denn auch holländische und friesische Sitte gar bald bei ihnen vorwog. Als Nahrungszweig wurde zunächst der Lorchhandel ergriffen, der, in seinem steigenden Aufschwunge, immer mehr Schiffe nöthig machte, und so allmählig zu einer ganz bedeutenden Entwicklung von Seeschifffahrt und Rhederei führte. Schon im Jahre 1796 sandte Papenburg 232, und 1797 bereits 361 Schiffe in den Sund und Holsteiner Kanal; heute haben wir einen großen, wohlhabenden, mit allen Küsten und Häfen in directer Verbindung stehenden Handelsort vor uns, auf dessen Werften fortwährend eifrig neue Fahrzeuge entstehen, und der als Schiffbauplatz eine so große Rolle spielt, daß man auf der Nord- und Ostsee Alles papenburger Schiffe nennt, was aus den zwischen Ems- und Wesermündung liegenden Häfen kommt.

Mit Papenburg aber haben wir die Grenze Westfalens und unsere Aufgabe erreicht. Mit den besten Reisetwünschen trennen wir uns von dem Leser, den wir bisher begleiteten

und zu unterhalten suchten, so gut es in unserer Macht stand. Waren wir doch eigentlich ganz in derselben sorgenvollen Lage, worin so oft der gewissenhaft weiterbeförderte Eisenbahnreisende selbst sich befindet, wenn der Schaffner an der Station sein: „Station X. — 10 Minuten!“ ruft. Da heißt es denn eilen und sich tummeln! Uns waren allerdings nicht 10 Minuten als Zeitfrist, wol aber waren 10 Bogen als Maß des Raumes angenommen, auf dem uns vergönnt sein sollte, jeder billigen Wißbegierde des Lesers zu entsprechen, ohne ihn mit lästigem literarischen Gepäck zu beschweren. Systematischer Gründlichkeit zu geschweigen war also von vornherein die Schilderung Dessen zu umgehen, was ohnehin vielfache Bearbeitung und Berücksichtigung gefunden hat und sich deshalb als leicht zugänglich demjenigen unserer Leser bietet, dessen von uns nicht befriedigtes Interesse sich darauf lenkt. Das ist hauptsächlich die ältere Landesgeschichte, für welche man auch in Westfalen wie überall unendlich thätiger gewesen ist als für die Geschichte der letzten Jahrhunderte; sodann die Volksfage, die mehrfache Sammlung und Herausgabe gefunden hat. In jener Beziehung bildet die „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens“ eine Fundgrube gediegener Arbeiten; Bessen, Erhard, Möser haben die Geschichte der Fürstenthümer und Städte Paderborn, Münster, Osnabrück geliefert; F. W. Barthold hat sich ihnen in würdigster Weise durch sein Werk: „Soest, die Stadt der Engern“, angeschlossen; eine Sammlung der Sagen in dichterischer Bearbeitung verdanken wir G. von Wincke, und die Geschichte der westfälischen Kunst hat in dem Werke W. Lübke's eine überaus fleißige, tief eingehende Monographie erhalten.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

## Romane von Levin Schücking.

### Ein Schloß am Meer.

Zwei Theile. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

### Die Ritterbürtigen.

Drei Theile. 12. 1846. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

### Eine dunkle That.

12. 1846. Geh. 2 Thlr.

### Ein Sohn des Volkes.

Zwei Theile. 12. 1849. Geh. 4 Thlr.

### Der Bauernfürst.

Zwei Bände. 8. 1851. Geh. 4 Thlr.

### Die Königin der Nacht.

8. 1852. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

### Ein Staatsgeheimniß.

Drei Theile. 8. 1854. Geh. 5 Thlr.

**Rudolf Gottschall**, der geistvolle Verfasser des Aufsatzes „Der neue deutsche Roman“ im 9. Bande der „Gegenwart“, sagt über Schücking unter Andern: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso besticht, wie durch einen geistigen Inhalt fesselt, welcher sich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei steht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutschem Boden fest, und der vorherrschende provinzielle Hintergrund seiner Romane ist der Klarheit seiner Anschauungen und Schilderungen, der Bestimmtheit seiner Charakteristik förderlich. Schücking's Werke spielen nämlich meistens in Westfalen, und wie wenig poesiereich, wie eintönig diese Provinz, ohne ausgezeichnete landschaftliche Schönheiten, mit ihren gewaltigen Eichenkämpfen und zerstreuten Bauernhöfen auf den ersten Anblick auch erscheint: so weiß Schücking doch nicht bloß dem landschaftlichen Hintergrund dichterische Reize abzugewinnen, sondern auch aus der festwurzelnden localen Sitte originelle Motive der Handlung herzuleiten. Schücking cultivirt sorgsam den Boden seiner dichterischen Pflanzungen; und so wächst und gedeiht Alles gleichsam mit treibender Naturnothwendigkeit.“

# Romane von Heinrich Koenig.

## König Jerôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem Romane im Rahmen der schwachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens im „Königreich“ Westfalen: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffes liegt. Alle Anstiege damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertreten die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman bildet zugleich den 2.—4. Band der „Gesammelten Schriften“ Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzengeschichte. Die meisten übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage: „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser“ (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „William Shakespeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakespeares, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wof Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der jüngsten Vergangenheit naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung der eigenen Jugend Koenig's und der damaligen Zeit.



# Brockhaus' Reise - Bibliothek

für  
Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Preis des Bändchens 10 Silbergroschen.

Verzeichniß von Schriftstellern,  
die Beiträge für die Reise-Bibliothek zugesagt haben:

Karl Andree.  
Berthold Auerbach.  
Karl Gustav v. Berneck.  
Adolf Bock.  
Friedrich Bodenstedt.  
Aurelio Buddens.  
Bernhard Cotta.  
Phil. Jak. Fallmerayer.  
Marie Förster.  
Karl Frenzel.  
Friedrich Gerstäcker.  
H. Girard.  
Rudolf Gottschall.  
Karl Gukow.  
Julius Hammer.  
Wilhelm Häring (Wilibald  
Alexis).  
Ferdinand Hochstetter.  
Nicolaus Hofer.  
Edmund Hofer.  
J. C. Horn.  
Alexander Kaufmann.  
Heinrich Koenig.

Friedrich Körner.  
Ernst Kossak.  
F. Gustav Kühne.  
Max Kurnik.  
Heinrich Landesmann (Sie-  
ronymus Lorm).  
Franz Löher.  
Hermann Masius.  
Hermann Marggraff.  
Otto Müller.  
Wolfgang Müller von Kö-  
nigswinter.  
Hermann Orgeš.  
Heinrich Pröhle.  
Josef Rank.  
Adolf Schmidl.  
Levin Schücking.  
Franz Schuselka.  
Ludwig Steub.  
Wilhelm Stricker.  
Jakob Benedey.  
Ernst Willkomm.  
Karl Winter.

Von der **Reise-Bibliothek** sind bereits folgende  
Bändchen erschienen:

## Poetisches Reise-Album.

Herausgegeben

von

**Josef Rant.**

---

**Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.**

Von

**Levin Schücking.**

---

**Wien**

in alter und neuer Zeit.

Von

**F. Gustav Kühne.**

---

**Harzbilder.**

Sitten und Gebräuche aus dem Harze.

Von

**Heinrich Pröhle.**

---

Von der **Reise-Bibliothek** werden demnächst folgende  
Bändchen erscheinen:

Reisebuch von Frankfurt bis Basel. Von Aurelio Buddens.

Reisebuch von Berlin bis Hamburg. Von Ernst Willkomm.

Reisebuch von Dresden bis Prag. Von Karl Winter.

Reisebuch von Köln bis Minden. Von Levin Schücking.

Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Bock.

Auf den schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnik.

Donaubuch von Regensburg bis Galacz. Von Adolf Schmidl.

Der Niederrhein. Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Der Main. Von Alexander Kaufmann.

Das Moselthal. Landschaft, Geschichte, Sage. Von Nicolaus  
Hocker.

Thüringen. Von Bernhard Cotta.

Rügen. Von Hermann Masius.

Berlin. Von Ernst Kossak.

Prag. Eine deutsche Stadt. Von F. Gustav Kühne.

Münchner Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königs-  
winter.

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von J. C. Horn.

Pariser Briefe. Von Hermann Orzes.

Briefe aus Südrussland während eines Aufenthalts in Podolien,  
Böhmen und der Ukraine. Von Marie Förster.

Reise-Pitaval (Criminalgeschichten). Von Wilhelm Häring  
(Wilibald Alexis).

Die Schlachten bei Leipzig. Nebst zwei Plänen. Von Karl  
Gustav v. Berneck.

No 48692 124

The Public Library of the City of Boston.

BOSTON PUBLIC LIBRARY



3 9999 08270 603 5

Eine Eisenbahnfahrt  
durch  
**Westfalen.**

Von

Levin Schücking.

Leipzig:

S. A. Brodhause.

1855.